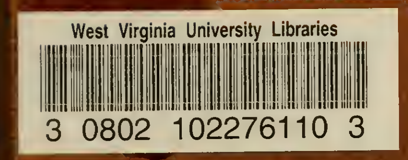


HABERLING

VERWUNDETENFURSORGE IN DEN HELDENLIEDERN DES MITTELALTERS.

1917

Jenaer medizin-historische Beiträge
herausgegeben von Prof. Dr. Theod. Meyer-Steineg

Heft 10:

Die Verwundetenfürsorge in den Heldenliedern des Mittelalters

Von

Oberstabsarzt Dr. W. Haberling
Dozent für Geschichte der Medizin an der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf

Mit 13 Abbildungen im Text



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1917

Jenaer medizin-historische Beiträge

Herausgegeben von

Prof. **Dr. Theod. Meyer-Steineg**

Heft 1: **Chirurgische Instrumente des Altertums.** Ein Beitrag zur antiken Akiurgie. Von Dr. med. et jur. Theod. Meyer-Steineg, a. o. Prof. an der Universität Jena. Gedruckt mit Unterstützung der Puschmann-Stiftung in Leipzig. Mit 8 Tafeln. 1912. Preis: 5 Mark.

Heft 2: **Darstellungen normaler und krankhaft veränderter Köperteile an antiken Weihgaben.** Von Dr. med. et jur. Theod. Meyer-Steineg, a. o. Prof. an der Universität Jena. Mit 4 Tafeln. 1912. Preis: 3 Mark.

Heft 3: **Krankenanstalten im griechisch-römischen Altertum.** Von Dr. med. et jur. Theod. Meyer-Steineg, a. o. Prof. an der Universität Jena. Mit 9 Abbildungen. 1912. Preis: 1 Mark 50 Pf.

Heft 4: **Die hygienischen Anschauungen des römischen Architekten Vitruvius.** Ein Beitrag zur antiken Hygiene. Von Dr. med. Albert Söllner. 1913. Preis: 2 Mark.

Heft 5: **Zur Geschichte des Ammenwesens im klassischen Altertum.** Von Dr. med. Wilhelm Braams. 1913. Preis: 1 Mark.

Heft 6: **Die Lehre vom Star bei Georg Bartisch (1535—1606.)** Von Dr. Curt Heinrich. Mit einem Titelbild. 1916. Preis: 1 Mark 50 Pf.

Heft 7/8: **Das medizinische System der Methodiker,** eine Vorstudie zu Caelius Aurelianus „De morbis acutis et chronicis". Von Prof. Dr. Theod. Meyer-Steineg, a. o. Prof an der Universität Jena. Gedruckt mit Unterstützung der Puschmann-Stiftung in Leipzig. 1916. Preis: 4 Mark.

Heft 9: **Die geburtshilflichen Operationen und zugehörigen Instrumente des klassischen Altertums.** Von Dr. med. Ernst Buchheim. 1916. Preis: 1 Mark 50 Pf.

Die Jenaer medizin-historischen Beiträge stellen sich die Aufgabe, in Form kurzer Abhandlungen namentlich solche Gebiete zu bearbeiten, die ein allgemeineres Interesse haben. Sie wenden sich deshalb nicht nur an die Medizinhistoriker von Fach, sondern sie sollen auch dem etwas bieten, der — wie der Kulturhistoriker, der Archäologe, der Philologe, der Arzt — sich über diese oder jene sein Arbeitsgebiet berührende Frage aus dem Bereich der medizinischen Geschichte zu unterrichten wünscht.

Kriegsärztliche Vorträge.

Während des Krieges 1914-1916 gehalten an den „Kriegsärztlichen Abenden" in Berlin. Herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. M. Kirchner, Ministerialdirektor, Generalarzt Dr. Paalzow, Chef der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, vom Vorstand der Kriegsärztlichen Abende Geh. Rat Prof. Dr. Trendelenburg, Generalarzt Dr. Großheim, Prof. Dr. C. Adam, Dr. Lowin. Redigiert von **C. Adam,** Schriftführer.

Erster Teil. Mit 2 Abbildungen und 6 Kurven im Text und 6 Tafeln. (250 S. 8⁰.) 1915. Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: **Die Ziele und Aufgaben der „Kriegsärztlichen Abende".** Von Geh. Rat Prof. Dr. F. Trendelenburg. — **Ärztliche Friedenstätigkeit im Kriege.** Von Ministerialdirektor Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Kirchner. — **Kriegssanitätsdienst im Heimatgebiet.** Von Generalarzt Dr. Großheim. — **Wundinfektionskrankheiten.** Von weil. Prof. Dr. G. Jochmann. — **Bemerkungen zur Pathologie der Wundinfektionskrankheiten.** Von Geh. Med.-Rat. Prof. Dr Orth. — **Behandlung der Kiefer-Schußfrakturen.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Warnekros. — **Über Geschlechtskrankheiten im Felde und deren Verhütung.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. E. Lesser — **Die Volksernährung im Kriege.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Rubner. — **Psychiatrisches zum Kriege.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. K. Bonhoeffer. Mit 6 Kurven. — **Die Organisation des Marine-Sanitätswesens und die Verwundetenversorgung an Bord.** Von Marine-Generaloberarzt Dr. Weber. Mit 2 Abbildungen und 4 Tafeln. — **Über Kriegsverletzungen des peripheren und zentralen Nervensystems.** Von Prof. Dr. Hermann Oppenheim. — **Ein bemerkenswerter Fall von Abdominaltyphus.** Von weil. Geh. Med.-Rat Dr. Ewald. — **Die deutsche Medizinalverwaltung in Belgien.** Von Dr. G. Mamlock. — **Über Nosokomialgangrän.** Von Geh. Rat Prof. Dr. F. Trendelenburg. — **Kriegsseuchenbekämpfung durch klinisch-antiseptische Maßnahmen.** Von Privatdozent Dr. Friedenthal. — **Zum Thema der Erreger der Bazillenruhr.** Von Prof. Dr. L. Pick und Dr. Fr. Blumenthal. — **Eigenartige Waffen aus Feindesland.** Von Generaloberarzt Dr. Brettner. Mit 5 Abbildungen auf 2 Tafeln.

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags

Jenaer medizin-historische Beiträge
herausgegeben von Prof. Dr. Theod. Meyer-Steineg

Heft 10:

Die Verwundetenfürsorge in den Heldenliedern des Mittelalters

Von

Oberstabsarzt Dr. W. Haberling
Dozent für Geschichte der Medizin an der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf

Mit 13 Abbildungen im Text



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1917

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt

Vorwort.

In der folgenden Arbeit soll dem Leser in allgemein verständlicher Form ein Bild von der Fürsorge für den Verwundeten vor Augen geführt werden, wie es sich darstellt, wenn wir die Heldenlieder des Mittelalters als alleinige Quelle benutzen. Wie wir sehen werden, fließen diese Quellen so reichlich, daß wir von einer wörtlichen Wiedergabe aller der Stellen, die von Wundenfürsorge handeln, absehen müssen, wozu wir uns um so leichter entschlossen, als sonst vielfache Wiederholungen unvermeidlich gewesen wären, die ermüdend gewirkt hätten, ohne das Verständnis zu fördern. Wir wollen daher im ersten Teil der Arbeit einzelne Dichter deutscher Heldenlieder ausführlich zu Worte kommen lassen und ihre Verse in möglichst wortgetreuer Übertragung wiedergeben, im zweiten aber, in dem wir neben den deutschen auch die französischen Dichter eingehend durchforschen, ein denkbar vollständiges, zusammenfassendes Bild von der Wundversorgung, namentlich auch der Kriegsverletzten, entwerfen, welches, wenn auch oft dichterisch verklärt, gar trefflich die Zustände der damaligen Zeit widerspiegelt und daher von besonderem Werte für die Beurteilung des wundärztlichen Wissens und Könnens des Mittelalters sein dürfte. — Soweit der Übersetzer nicht im Text bezeichnet ist, stammen die Übertragungen vom Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Wan swer von wâfen wirt wunt,
der wirt schiere gesunt,
ist er sîm arzâte bî.

(Iwein, 1551—1553).

Wer erinnert sich nicht von uns jener wundervollen Zeit, da wir als Knaben mit blitzenden Augen und glühenden Wangen von den Taten und Kämpfen der Helden unserer Vorzeit lasen, von Dietrich von Bern, von Siegfried, von dem grimmen Hagen und vielen anderen! Wie spiegelte sich in unseren Spielen jene herrliche Ritterzeit wieder, in der diese Männer Taten unerhörter Tapferkeit vollführten! Unser heißester Wunsch war, ihnen zu gleichen. Schienen sie uns doch unerreichte und unerreichbare Vorbilder männlichen Mutes für alle Zeiten zu sein! Wir konnten uns nicht vorstellen, daß in einer modernen Schlacht, wo gewaltige Massen gegeneinander streiten würden, es je einem einzelnen gelingen könnte seinen Namen mit so glänzendem Ruhm zu bedecken wie jene Ritter. Das Völkerringen, das heut die Erde erschüttert, hat uns eines Besseren belehrt! Es hat uns offenbart, daß wir mitten in einem neuen Heldenzeitalter leben. Der Ruhm jener Kämpfer des Mittelalters verblaßt und versinkt vor den Taten des einfachsten Soldaten, der draußen dem Feinde unerschrocken und standhaft entgegentritt, während dieser ihn mit

---

Neben den im folgenden angeführten Dichtungen, wurden für diese Arbeit besonders benutzt:

Alwin Schultz, »Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger« II. Aufl., Band I u. II. Leipzig 1889.

L. Gautier, »La Chevalerie«. III. Ed. Paris 1895.

Georg Manheimer, »Etwas über die Ärzte im alten Frankreich«. Romanische Forschungen. Band VI. 1891. S. 581—614.

Franz Laue, »Über Krankenbehandlung und Heilkunde in der Literatur des alten Frankreich«. Inauguraldissertation. Göttingen 1904.

Oswald Kühn, »Medizinisches aus der altfranzösischen Dichtung«. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Heft VII. Breslau 1904.

allen Mitteln der Zerstörung zu vernichten sucht. Und das Wunderbare ist Wirklichkeit geworden: trotz des Massenaufgebots von Männern, treten uns wieder, wie in den alten Mären, einzelne Helden entgegen, die auf ihren kühnen Schiffen sogar die Luft durchqueren oder aus der Tiefe des Meeres auftauchen, um den Gegner zu bekämpfen. Von einem Bölke, einem Weddigen wird die Nachwelt einst singen und sagen, wie von den Helden germanischer Vorzeit.

Wir aber wollen uns heute zurückdenken in jene Zeit, in der nicht wie heute ein Schlachtfeld leer und öde erschien, und aus sicherem Versteck todbringende Geschosse Verderben in die unterirdischen Gelasse der Kämpfer streuen. Damals stürmten über die weite Ebene Reiterscharen in leuchtender Rüstung dahin. Erbittert fochten sie Mann gegen Mann. (Abbildung 1). Mit Lanze und Schwert brachten sie sich schwere, oft tödliche Verwundungen bei, aber ihre Waffen besaßen nicht jene heimtückische, zerstörende Kraft, welche dann nach der Erfindung des Schießpulvers die Schußwaffen zu entfalten begannen.

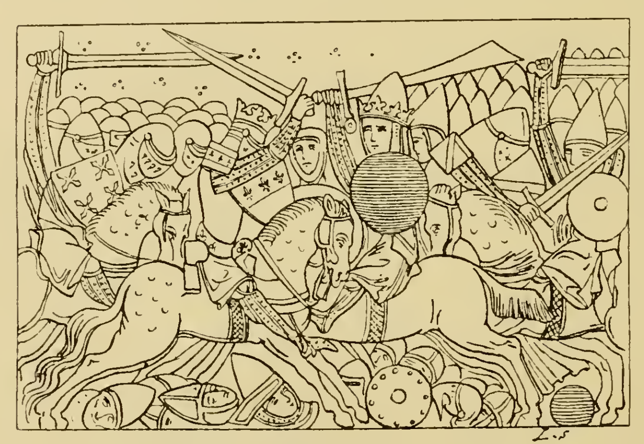


Abbildung 1.
Ritterschlacht (nach Gautier.)

Auch die Wundbehandlung und die Fürsorge für die Verwundeten war in damaliger Zeit eine ganz andere wie heute. Von ihr möchte ich im folgenden ein Bild entwerfen, gestattet sie uns doch einen trefflichen Vergleich mit der Kriegsverwundetenfürsorge der jetzigen Zeit, deren glänzende Erfolge wir täglich zu bewundern Gelegenheit haben. Wandern wir also zurück in die Zeiten unserer Knabenträume, in die goldene Zeit des Rittertums! Nehmen wir als Führer jene Heldenlieder des Mittelalters, die wir

bei unserm sangesfrohen Volke schon früh in ihren Anfängen entwickelt finden, deren Blüte uns aber erst das 12. und 13. Jahrhundert bringt, eine Zeit, in der Minnegesang und Heldenlied in Deutschland und Frankreich so verbreitet waren wie nie früher oder später.

Freilich ist auch in den Heldenliedern der früheren Zeit ab und zu von einer Verwundetenfürsorge die Rede. So erfahren wir aus dem Lied von Walther und Hildegunde, welches der Mönch Ekkehard Ende des 10. Jahrhunderts verfaßte, daß in dem letzten, entscheidenden Kampfe Walther dem Gunther ein Bein abhieb und Hagen die Schläfe zerspaltete, das rechte Auge und sechs Zähne ausschlug, während ihm selbst von Hagen die rechte Hand abgehauen wird. Nach dem Kampfe versöhnen sich die Helden und, so heißt es dann wörtlich weiter:

»Die beiden saßen aufrecht, der Dritte (Gunther) war zu schwach,
Und trockneten mit Blumen des Blutes heißen Bach.
Herr Walther rief der Jungfrau: sie kam mit bleichem Mund,
Mit linden Linnentüchern verband sie alles, was wund.«
(Simrock.)

Die den Verwundeten beistehende Frau, die uns zum erstenmal in Hildegund begegnet, begleitet uns, wie wir sehen werden, durch alle späteren Heldenlieder.

Betrachten wir aber die soeben geschilderte Szene nicht mit den Augen des Dichters, so werden wir freilich eingestehen müssen, daß in Wirklichkeit wohl Gunther und Walther kaum mit dem Leben davongekommen wären, sondern, bei der Schwere ihrer Verletzungen, verblutet wären, ehe Hildegund ihnen mit einem kunstgerechten Verband Hilfe bringen konnte. Denn mit Blumen vermochten sie sicher nicht so schwere Blutungen zu stillen.

Es ist von besonderem Interesse, daß uns das gleiche Lied lehrt, wie man damals bereits künstliche Glieder, wenn auch recht einfacher Art, herstellte. Für die abgehauene Hand Walthers rät ihm Hagen, einen ausgestopften Handschuh sich an den Stumpf zu binden und so die Leute zu täuschen. Die prächtigen Verse lauten in der Simrockschen Übersetzung:

»Der Franke sprach: »In Zukunft, wenn du den Hirsch erjagst,
Von dessen Leder Handschuh' du reichlich gewinnen magst,

So fülle dir den rechten mit des Hirschen zartem Haar
So glaubt man dich zweihändig, und doch ist es nicht wahr.
Es war so viel Gerede von deiner starken Faust;
Es kann geschehen, daß manchem noch vor dem Scheinbilde graust.
Bald gilt an deinem Hofe ein nagelneuer Brauch:
Du fichtst nun mit der Linken, die Goten werden's auch,
Und wer noch mit der Rechten sein Weib umarmt und küßt,
Der ist ein Hochverräter, der zappeln muß am Gerüst.«

Mit dem Beginn der Blüte der ritterlichen Dichtung, die wir in die Zeit von 1180—1300 zu setzen haben, beginnen dann jene köstlichen Schilderungen der Verwundetenpflege, von denen ich zunächst eine ganze Reihe in wortgetreuer Übertragung hier wiedergeben möchte, ehe ich an der Hand eines reichen Materials aus deutschen und französischen Heldenliedern die allgemeinen Grundsätze der Fürsorge für den Verwundeten auseinanderzusetzen beginne.

Schon derjenige, den wir als den Vater der höfischen Poesie bezeichnen, Heinrich von Veldecke, liefert uns in seiner Eneide eine Schilderung der Behandlung eines verwundeten Helden. Es handelt sich um Äneas, welcher von einem unbekannten Schützen am Arm verletzt ist.

Doch hören wir den Dichter selbst:

11869. »Daß Herr Äneas dorthin kam,
70 Ohn' daß er Waffen mit sich nahm,
Das sollt' ihm bringen bittern Harm.
Ein Schütze schoß in seinen Arm
Mit seinem Giftpfeil eine Wunde —
Die bracht' ihm eine Unheilsstunde,
75 Denn jetzt vom starken Gifte voll,
Sein Arm gewaltig schmerzt und schwoll. —
Da griff der Held flink und gewandt
Den Schaft mit seiner linken Hand
Und zog ihn aus. Jedoch o Pein!
80 Das Eisen steckte fest im Bein.
Aus konnte er's nicht ziehen,
Wie er sich auch mocht' mühen.
Vom Eifer war er worden warm,
Und immer stärker schwoll der Arm
85 Vom Schulterbein bis zu der Hand,

Von Furcht der Held ward übermannt.
Jetzt wollt' er fassen den Entschluß,
Was tun. Da kam Ascanius,
Sein Sohn, und viere seiner Mannen,
90 Die trugen ihn geschwind von dannen
Vom wilden Kampfplatz über's Feld
Und legten sorglich ihn in's Zelt.
Dort wünscht' Äneas, der wunde Mann,
Daß man ihm den Arzt gewann,
95 Deß Name war Japis,
Den man besonders pries,
Weil Schulterwunden er konnt' heilen.
Der untersucht ihn ohn' Verweilen
Und gleich aus seiner Tasche nahm
11900 Er Theriak und auch Diktam
Und eine kleine Zange,
Fein eingefügt und gar nicht lange.
Nur schlicht war sie, auch schmal und fein,
Mit der zog er ihm aus dem Bein
05 Mit viel Geschick den spitzen Pfeil
Und machte so den Edlen heil,
Erlöst' ihn von der Wunden Pein,
Wusch sie mit edlem Würzewein.
So tat der Arzt dem Helden gut
10 Und weckt auf's neu' den Lebensmut
Dem Ritter ohne Laster.
Er machte ihm ein Pflaster,
Mit dem er seinen Arm verband
Vom Schulterbein bis an die Hand,
15 Damit er gleich und ganz genas.
Da wappnete sich Äneas« . . . . .

Schon diese Stelle führt uns trefflich vor Augen, wie in der damaligen Zeit des Mittelalters für einen verwundeten Helden gesorgt wurde. Denn darüber müssen wir uns von Anfang an gleich klar sein, wollen wir die Dichter jener Zeit recht verstehen: in der Gestalt der Helden des Altertums schildern sie uns doch nur Menschen ihrer Zeit, mit ihren Anschauungen, Tugenden und Fehlern, und übersetzen, in oft recht origineller Art, die Verhältnisse der Antike in die damalige Gegenwart. So ist auch hier Äneas eigentlich ein deutscher Ritter, der durch einen Giftpfeil

verwundet wird. Das Gift beginnt sofort zu wirken, der ganze Arm schwillt in bedrohlicher Weise an. Vergebens versucht der Held das Geschoß aus der Wunde zu entfernen, er zieht nur den hölzernen Schaft heraus, die eiserne Spitze ist fest eingekeilt in den Knochen. Er wird nun durch vier seiner Leute auf ihren Armen in sein Zelt getragen. Hier läßt er seinen Arzt holen, der im Lager anwesend ist. Wir werden später sehen, daß diese Anwesenheit eines Arztes beim Heere ein besonderer Glückszufall ist. In der Regel mußten die Ärzte erst oft von weither herangeholt werden, wenn man ihrer bedurfte. Einzigartig ist hier, daß Dr. Japis ein Spezialarzt für Schulterwunden ist. Von einer so ins einzelne gehenden Spezialisierung der wundärztlichen Kunst erfahren wir sonst nichts aus unsern Liedern; ja sie würde auch in heutiger Zeit, trotz ihres ausgedehnten ärztlichen Spezialistentums, als etwas weitgehend bezeichnet werden. Unser Arzt besitzt auch eine Arzeneimitteltasche, die gleichzeitig zur Unterbringung von Instrumenten bestimmt ist. Er entnimmt dieser Tasche zunächst zwei der berühmtesten Wundheilmittel der damaligen Zeit: den aus etwa hundert Ingredienzien hergestellten Theriak und den Diptam (Diktam). Beide Mittel scheinen sowohl innerlich als äußerlich angewandt zu sein. Der Diptam ist, wie wir gleich aus der Schilderung Virgils sehen werden, eine Pflanze, die angeblich auf dem Berge Dipte auf Kreta wuchs, und die ein saftiges Blatt und eine purpurfarbene Blüte hatte (Abbildung 2). Nach andern war sie lazurfarbig, also blau. Während die deutschen Dichter sie hauptsächlich äußerlich anwenden lassen, schildert uns die französische Äneis die innerliche Anwendung, sowohl des Blattes als auch der Wurzel. Es heißt da: »Sobald es den Hals passiert, ist das Übel vergessen, und wenn das Eisen im Körper steckte, wird es durch dieses Mittel herausbefördert.« (S. 56.)



Abbildung 2.
Diptam. (Nach Warburg.)

Nichts wird uns nun besser erkennen lassen, wie der Dichter seinen Stoff umgeformt hat, als wenn wir jetzt einmal bei seinem

lateinischen Vorbilde, Virgil, nachsehen, wie er die Szene in seiner Äneide darstellt. Schlagen wir den 12. Gesang auf, so lesen wir dort, daß Äneas von unbekannter Hand am Oberschenkel verwundet wird, trotz der Schwere der Verletzung wird er von zwei Männern ins Lager geführt, nicht getragen:

386 »Stützend mit langem Speer den mühsam wechselnden Fußtritt.«

Es folgt jetzt die Schilderung der versuchten Selbsthilfe:

387 »Schmerzvoll tobt er und ringt, am gebrochenen Rohr das Geschoß
Sich auszureißen, und Hilfe des näheren Weges verlangt er:
Daß mit dem Schwerte die Wunde man aufschneid', und bis zum Innern
390 Ganz nachgrabe dem Pfeil, und zurück ihn send' in die Feldschlacht.«

Auch hier wird der Arzt des Heeres, Japyx, »der der Kräuter Gewalt und die Wege der Heilung« von Apollo gelernt hatte, zu dem noch immer stehenden Äneas gerufen:

400 ». . . . . . Aber der Greis dort,
Der das Gewand rückwärts nach päonischer Weise gegürtet,
Viel mit heilender Hand und des Phöbus gewaltigen Kräutern
Schafft er umsonst eilfertig, umsonst an dem spitzigen Pfeile
Rüttelt er oft und fasset mit kneipender Zange das Eisen.
405 Keinem Versuch antwortet das Glück, kein Helfer Apollo
Nahet ihm.«

Kurz, der Arzt ist nicht imstande, den Pfeil aus der Wunde zu entfernen, dazu bedarf es einer göttlichen Kraft! Die Göttin Venus, die Mutter des Äneas,

412 »Pflückt, sie selbst mit der Hand, vom dictäischen Ida, die Mutter
Einen mit saftigem Blatt und purpurfarbener Blume
Sprossenden Schaft; nicht ist das Gewächs der wildernden Berggeis
415 Unbekannt, wenn im Rücken ein fliegender Pfeil ihr gehaftet.«
(J. H. Voß.)

Sie mischt das würzige Kraut mit Ambrosia-Säften und dem Heilbalsam Panacea in dem Fluß, an dessen Ufer der greise Arzt die Wunde auswäscht, dadurch kommen die Heilsäfte in das Blut: sofort hört der Schmerz auf, das Blut stockt (gerinnt), und das Geschoß folgt der Hand freiwillig, es gleitet zwanglos heraus.

Heinrich von Veldecke verwandelt, wie wir gesehen haben, die Oberschenkelwunde in eine Armwunde. Er vermeidet es, den Helden schwach und jammernd zu zeigen; am bemerkenswertesten

aber ist es, wie der Arzt jetzt nicht mehr, wie zur Zeit des Virgil, nur durch die Hilfe der Götter selbst chirurgische Operationen glücklich beendigen kann, sondern wie er uns nun entgegentritt, als ein erfahrener, gescheiter, sich selbst vertrauender Arzt, dem Ansehen entsprechend, welches auch der Wundarzt im 12. Jahrhundert genoß.

Von treuer Fürsorge für den Verwundeten hören wir an vielen Stellen in jenem Heldenlied Wolframs von Eschenbach, das uns Richard Wagner so nahe gebracht hat, im Parzival. Zunächst erfahren wir von Parzival selbst, daß seine Quetschwunden, die er von Ither mit dem umgekehrten Speer erhalten hatte, durch den Fürsten Gurnemanz gewaschen und verbunden werden. Am nächsten Morgen aber kommen reichgekleidete Jungfräulein:

III. 1531 »Die wuschen ihn und mit der Hand
Ihn strichen, daß die Wunde schwand
Schnell durch die Hände lind und weiß.«

Unsere hübsche Abbildung 3, die aus einer altfranzösischen Handschrift stammt, bildet eine treffliche Illustration für diese



Abbildung 3.
Jungfrauen bedienen einen verwundeten Ritter im Bade. (Nach Gautier.)

Szene. Die Jungfrauen massieren Parzival. Auch die Massage gehört zu den vielen Heilweisen, mit denen die edlen Frauen der damaligen Zeit die verwundeten Ritter zu behandeln wußten.

Besonders viel lernen wir aus einer Szene, in der uns ein Ritter des Königs Artus, Gawan, als Heilkundiger vorgeführt wird. Dieser findet unter einer Linde einen schwerverwundeten Ritter, dessen Haupt im Schoß einer klagenden Jungfrau ruht, und beeilt sich, ihm beizustehen:

X. 81 »Vom Rosse sprang geschwind Gawan
Und sah den speerdurchbohrten Mann,
Deß Blut ins Innre sich ergoß.
Er fragte sie, ob ihr Genoß
Noch lebte, oder ob der Degen
Bereits dem Tode wär erlegen.«
»Noch«, sprach sie, »lebt er; doch es ist,
Fürcht' ich, vorbei in kurzer Frist.
Von Gott gesandt erscheint Ihr hier,
90 Drum müßt ihr treulich raten mir.
Ihr saht schon öfter solche Pein,
Drum laßt mir Euren Trost gedeihn
Und Eure Hilfe sei nicht fern.«
Er sprach: »O Frau das will ich gern;
Ich wollt' ihn wohl dem Tod entringen
Und ihn zum Leben sicher bringen,
Hätt' ich ein dünnes Röhrchen hier,
Ihr solltet ihn, das glaubet mir,
Bald wiedersehen frisch und gesund,
100 Denn nicht zum Tode ist er wund,
Ihn drückt nur auf das Herz das Blut!«
Er nahm ein Zweiglein von der Linde
Und löste los die weiche Rinde,
(Er verstand der Wunden Heilung gut),
Und schob das Röhrchen in die Wunde
Und bat die Herrin mit dem Munde
Zu saugen. Als das Blut entfloß,
Des Helden Kraft sich neu erschloß,
Und Red' und Sprache kehrten wieder.«
(Panier.)

Im Gegensatz zur Eneide tritt uns hier an Stelle des Arztes ein Rittersmann als kundiger Wundenheiler entgegen: trefflich erkennt er die Art der Verletzung und leitet daraufhin die richtige Behandlung ein. Das Aussaugen der Wunde bei innerer Blutung ist ein sehr altes Mittel. Schon bei Homer lesen wir

im vierten Buch der Ilias, daß einer der Ärzte des Heeres, Machaon, die Hüftwunde des Menelaos in dieser Weise behandelte:

217 »Als er die Wunde geschaut, wo das herbe Geschoß ihm hineindrang,
Sog' er das quellende Blut und legt ihm lindernde Salb' auf.«

Auch Gawan verbindet jetzt zunächst die Wunde:

X. 141 »Schnell um die Wunde Gawans Hand
Sorgsam der Herrin Kopftuch wand
Und sprach dazu den Wundensegen.«
(Panier.)

Das Kopftuch der Frauen ist, wie wir aus zahlreichen Stellen der Dichter wissen, in der damaligen Zeit ein beliebter Notverband gewesen. Und zwar ist es die Stirnbinde der Frauen, Wimpel genannt, die hauptsächlich zu diesem Zwecke diente (Abbildung 4). Sie bestand aus weißem Linnen, war meist gefältelt und konnte entweder ohne weiters oder nachdem Streifen aus ihr geschnitten waren, zum Verband benutzt werden. Wenn Gawan dann die Wunde bespricht, so folgt er damit einem Aberglauben, der ja selbst in der heutigen Zeit nicht ausgestorben ist.



Abbildung 4.
Kopftuch der Frauen. (Wimpel).
(Nach Alwin Schultz)

Doch mit der Anlegung des Notverbandes hält der gewissenhafte Gawan seine ärztliche Tätigkeit noch lange nicht für beendet. Er denkt jetzt daran, dem Ritter einen regelrechten Wundverband anzulegen. Dazu bedarf er aber eines Heilkrautes. Er eilt es zu suchen und findet es, als er mit der schönen Frau Orgeluse über die Heide reitet:

X. 413 »Dort ward von ihm ein Kraut gefunden,
Deß Wurzel heilsam gegen Wunden.
Der Werte schwang sich von dem Pferde,
Grub schnell die Wurzel aus der Erde
Und sprang behend zurück aufs Roß.
Die Frau die Rede nicht verdroß,
Sie rief: „Kann der Genosse mein

420 Denn Arzt zugleich und Ritter sein,
Erwirbt er sich ein schönes Teil,
Trägt er in Büchsen Salben feil.“
„Ich traf“, sprach er, „vor kurzer Stund,
Einen Ritter, der liegt wund
Im Schatten einer Linde.
Wenn ich ihn wiederfinde,
Soll ihn dies Kraut ermannen,
Und alle Schwäche bannen“.« (Hertz).

Er findet den Ritter wieder, und bindet ihm die Wurzel auf die Wunde. Nun bittet der Verwundete, ihn ins Lazarett zu schaffen:

X. 580 »Nicht weit von hier steht ein Spital,
582 Wär' ich in wenig Stunden dort,
So fänd' ich Ruh für alle Zeit.«

Wie Gawan für seine treue Bereitwilligkeit von dem Ritter betrogen wird, können wir hier übergehen. Wir wollen ihn lieber zu einem andern Abenteuer begleiten, in dem er selbst der Leidtragende ist. In einem Zauberschloß besteht er den Kampf mit einem gewaltigen Löwen, den er zwar tötet, doch wird er selbst so schwer verwundet, daß ihm infolge des Blutverlustes die Sinne schwinden. Hier wäre er wohl elend umgekommen, wenn nicht die im gleichen Schlosse gefangen gehaltene Königin zwei Jungfrauen zu seiner Hilfe herbeigesandt hätte.

XI. 673 »Als sie den Helden so gefunden,
Daß von den ungezählten Wunden
Sein fester Schild im Blute schwebte,
Sie sahen zu, ob er noch lebte.
Der einen schneeig weiße Hand
Den Helm ihm von dem Haupte band.
Kaum löste sie des Helmbands Saum,
680 So sah sie feinen, leichten Schaum
Vor seinem roten Munde stehen.
Sie beugte sich, um zuzusehen,
Ob sie noch spüre des Odems Züge,
Ob sie des Lebens Schein nicht trüge:
Doch ward ihr keine Sicherheit.«

Darum macht sie noch folgende Atemprobe — auf seinem Waffenrock sind zwei Wappentiere aus Zobelpelz aufgenäht —:

692 »Schnell rauften aus des Mägdleins Hände
Ein Stückchen Zobel und hielten's hin
Ihm vor die Nase. Mit klugem Sinn
Beschaute sie des Haars Bewegung,
Ob es verriete des Odems Regung.
Sie fand, daß sich der Atem regte.
Da hieß sie gleich die andre springen
Um reines Wasser ihr zu bringen.
700 Und als das die Gespielin brachte,
Schob zwischen seine Zähne sachte
Die Maid ihr goldnes Ringelein.
Flößt ihm behutsam Wasser ein,
Erst wenig, aber immer wieder;
Da schlug er auf die Augenlider
Und dankte grüßend ritterlich.« (Hertz, S. 304.)

Die Königin ließ ihm ein Bett bereiten,

XI. 756 »Vors Lager einen Teppich breiten
Und schnell ein Feuer warm entzünden.
Sie wußte bald zu finden
Heilsame Salben köstlich wert,
760 Mit Kunst bereitet und bewährt,
Zu heilen Quetschungen und Wunden.«

Sie nahm:

792 »Ein blaues Tuch von Zindel[1]) hin,
Getaucht in Diktam und warmen Wein,
Und wusch ihm seine Wunden rein
Von Blut und ihn so wohl verband,
Daß von den Wunden er bald erstand.«

Auch das mit Beulen bedeckte Haupt wird durch Einreibung mit einer Salbe durch die Königin geheilt. Dieses Heilmittel empfing sie von Kundry, der durch Wagners Parzival so wohlbekannten Zauberin. Die Königin erzählt von ihr:

»Die Schmerzen still' ich gleich.
Ich bin an Wundarzneien reich.
Die Maid Kundrie bringt sie mir;
Die seh als Gast ich häufig hier.
Seit ihrem Herrn ward Hilfe not,
Wehrt diese Salbe seinem Tod.« (Hertz, S. 306).

---

[1]) Feiner Seidenstoff.

Bei Wagner bringt Kundry im ersten Akt einen Balsam, der aber dem Amfortas keine Heilung bringt. Auch Wolfram zählt uns im IX. Buche seines Werks eine Fülle von Wunderheilmitteln auf, die von den Gralsrittern herbeigeschafft wurden, um die Genesung des Königs herbeizuführen. Er nennt da: Wasser aus den Paradiesesflüssen, das Blut des Pelikans, den Karfunkel, den das Einhorn unter seinem Horne trägt, Drachenkraut und anderes mehr. All diese Mittel sind aber nicht imstande, die Wunde zu heilen, so daß die Ritter versuchen müssen, wenigstens den Wundschmerz zu lindern. Dazu verwenden sie nun wieder wirkliche Heilmittel:

IX. 1543 Wir strichen auf die Wunden sein,
Um ihm zu lindern seine Pein,
Der Nardensalbe linde Kraft,
Der Theriakskräuter milden Saft,
Gebranntes Holz der Aloe —
Nichts linderte des Leidens Weh.« (Panier).

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Helden Gawan noch einmal zurück! Wir verließen ihn mit frisch verbundenen Wunden in einem köstlichen Bette ruhend. Damit er sich vollkommen erhole, bedarf es nur noch eines erquickenden Schlafes. Auch diesen verschafft ihm die Königin, indem sie ihm eine Wurzel in den Mund legt, die ihm sofort Schlaf und frische Kraft bringt und den Drang nach Speise und Trank bezwingt. Er erwacht erst wieder, als ihm das Kraut aus dem Munde genommen wird. Dann ist er genesen. — Als solch eine Schlaf bringende Pflanze war seit den ältesten Zeiten jenes Wunderkraut berühmt, das auch in unsern Märchen eine so bedeutsame Rolle spielt, der Alraun, die Mandragora der Alten (Abbildung 5).



Abbildung 5.
Mandragora (Alraun.) (Nach einer alten Handschrift der Wiener Hofbibliothek).

Auch ein anderes Heldenlied Wolframs, der Willehalm, enthält eine Reihe von trefflichen Schilderungen der Verwundetenpflege. So wird im zweiten Kapitel der Markgraf Wilhelm von Oranien, als er verwundet heimkehrt, von seiner Frau, der holdseligen Gyburg, entwaffnet und versorgt:

II, 99, 15 »In eine Kemenate ging
Gyburg, die solches an nun fing
Mit ihrem Trauten: Sorglich klug
Entwaffnet sie ihn ohn' Verzug;
20. Zu schaun begann die Edle jetzt,
Ob ihr Gebieter sei verletzt.
Pfeilwunden sie so manche fand.
Die Königin mit ihrer weißen Hand
Lasurfarbigen Diptam
Blau wie die Bohnenblüte nahm
Mit Weinessig, in dem der Saft
Von dieser Blume hat die Kraft:
Wenn in der Wund ein Pfeil geblieben,
Wird er durch ihn herausgetrieben.
30. So half sie ihm . . . .“

Über die Heilkraft der Diptampflanze haben wir bereits oben (S. 10) Näheres vernommen. Von andern Wundheilmitteln hören wir dann ausführlich im IX. Kap., wo eine Reihe von verwundeten Helden behandelt wird:

IX, 471, 17. „Die Wunden wurden alsogleich
Sorgsam behandelt, Balsam reich
Dazu verwendet, und zur Steuer
20. Der Verwesung Pflaster teuer.
Aromata und Spezerei,
Moschus und Ambra sind dabei.
Auch wo kein Pflaster lag, da war
Geruch, der schönste, immerdar.
Der Balsam wehrt die Fäulnis ab:
Legt eine Leich' man in ein Grab,
Der Fleisch, Haut, Bein gebalsamt war,
Die blieb so frisch wohl tausend Jahr',
Als läge sie die erste Nacht.
So kräftig ist des Balsams Macht.«

Fäulniswidrige Mittel werden also hier, im 12. Jahr-

hundert, in Vorausahnung der großen Entdeckungen der Neuzeit, zur Wundbehandlung verwandt!

Wir könnten diesen ausführlichen dichterischen Schilderungen der Wundenpflege bei der Fülle des zu Gebote stehenden Stoffes noch eine ungemein große Anzahl anderer hinzufügen, wollen aber jetzt nur noch eines Dichterwerks gedenken, weil es uns mehr als die andern Heldenlieder mit der treuen Fürsorge für die Verwundeten vertraut macht: es ist die Krone des Heinrich von Türlin. Sie wurde um 1220 gedichtet.

Hier tritt uns an einer Stelle ein Held entgegen, der anscheinend noch mehr wie Gawan von der Heilkunst versteht. Es ist Rivalin. Er nimmt sich Gawans an, als dieser nach heißem Kampfe die vier Ritter des Riesen Assiles zwar besiegt hat, aber selbst schwerverwundet worden ist. Zunächst untersucht er den Bewußtlosen auf dem Felde, nachdem er den Panzer gelöst hat, um festzustellen, ob noch ein Lebenszeichen bei ihm zu finden sei. Er vermag dabei, wie ein Arzt, durch das Prüfen des Pulses an verschiedenen Stellen des Körpers sich von dem Zustande des Verwundeten zu überzeugen:

6653 »Mit Griffen zarten, weichen,
Betastet er den starken Arm
Und findet ihn noch lebenswarm.
Das hat ihm guten Trost gegeben,
Daß in dem Helden sei noch Leben.
Nun schaut' er freudig weiter nach
Und prüfet klug des Pulses Schlag.
6660 Der ist nicht schnell, nicht träge,
Gar kräftig sind die Schläge,
Und die Cephalika ihm sagt,
Daß er zu früh den Freund beklagt:
Gawan werd' wohl genesen.
Doch sichrer wär' er gern gewesen,
Drum fragt er bei der Media an,
Was ihm ihr Schlag verraten kann:
Die sagt ihm, daß er werd gesund.
Drauf fragt er noch Hepatikam,
6670 Die ihm den Rest der Sorge nahm.
Und er's nur allzugerne glaubt!“

Darauf stellt er fest, daß Gawan durch Überhitzung ohnmächtig geworden sei. Solche Fälle von Hitzschlag werden bei der Bekleidung der Krieger der damaligen Zeit sehr häufig vorgekommen sein, denn die schwere Eisenrüstung, welche keinerlei Luft an die Haut dringen ließ, mußte ja sehr bald — namentlich bei heißem Wetter und bei Anstrengungen der Ritter — eine Wärmestauung im Körper hervorrufen. Rivalin versteht auch diesen Zustand sachgemäß zu behandeln:

6672. »Vorsorglich faßt er nach dem Haupt,
Ob es heiß anzufühlen war.
Er spürt die Glut und ward sich klar,
Daß schnelle Hülf' hier täte not.
Den Knechten drum er flugs gebot,
Ihn von den Waffen zu befrein.
Ein tiefer Schlaf nur hüllt ihn ein,
Der von des Schweißes Dünsten kam
Und alle Sinne ihm benahm.
6680 Durch Fächeln sollt' es ihm gelingen,
Des Dunstes Nässe fortzubringen.
Dem treuen eifrigen Bemühen
Ward endlich der Erfolg verliehen,
Daß er trocken würde.
So wurd' die schwere Bürde,
Die ihm, der jenen treu gepflegt,
Die Sorge hatte auferlegt,
Von seinem Herzen weggefegt.«

Gawan kommt bald zur Besinnung, die alte Kraft kehrt zurück, doch ist er beim Erwachen noch so benommen, daß er glaubt, Feinde wollten ihn angreifen. Er versucht daher, mit seinem Schwert gegen seinen treuen Pfleger einen Hieb auszuteilen, den dieser aber mit der Hand auffängt. Nun wird der Verwundete in seines Gastfreundes Haus geführt, wo Frau Anzansnuse ihm ein Pflaster auf die Wunden legt, das aus edlen Würzen gesotten war, deren Heilwirkung sie Frau Isolde von Irland gelehrt hatte. Die völlige Heilung Gawans läßt dann nicht lange auf sich warten.

Im gleichen Liede erfahren wir auch Näheres über die Unterkunft, die man den Verwundeten auswählte. Die Helden Gawan und Gasozein haben sich gegenseitig im Kampfe schwer

verwundet und kehren nach Schloß Karidol zurück. Dort wird ihnen eine Kammer angewiesen, die ihrer ganzen Lage nach wie geschaffen für eine Krankenstube ist:

12502 »Den zweien ward ein Gemach erkoren,
Daß man die Wunden drin verbände,
Und ausgesandt, ob man nicht fände
Einen Arzt, der das verstände.
Da, wo gesunde Lüfte wehen,
Kam beider Bettstatt dann zu stehen
In einem prächtigen Gemach,
Das dicht an einem Wasser lag.“

Natürlich müssen so hervorragende Helden auch von bedeutenden Ärzten behandelt werden; daher ruft man für sie zwei aus Montpellier, jener, nächst Salerno, berühmtesten Pflanzstätte medizinischen Wissens in der damaligen Zeit, herbei. Diese verordnen nun eine Diät, für welche sie die eingehendsten Vorschriften geben, ein Zeichen dafür, wie sorgsam dieser heut oft vernachlässigte Zweig der Behandlung im Mittelalter gepflegt wurde:

12510. »Und der besten Ärzte zwei
Rief man schnell für sie herbei
Von Montpellier —
Niemals fand man bess're je —
Die die Diät bewachten
Und auf die Speisen achten,
Welche drücken oder treiben
Und nicht in dem Magen bleiben.
Ganz leichte erst sie geben,
Daß nicht gefährdet sei das Leben,
20 Drauf ward auch fest're Speis' gewährt,
Durch die ihr Leib dann ward entleert
Von überflüss'gem Gase,
Doch nur in solchem Maße,
Daß sie von Kräften kamen nicht,
Wie's Siechen sonst so leicht geschicht.
Weder zu sauer noch zu süß,
So trefflich richteten sie dies,
Daß der Natur gemäß es war.
So lagen sie das ganze Jahr . . . . .«

Freilich wird eine völlige Heilung bei Gawan, trotz des langen Krankenlagers, nicht erzielt, weil die Wunden durch die Salbenbehandlung »innen nicht zusammengekommen« waren, so daß er auch später noch bei jeder Anstrengung Schmerzen in ihnen verspürte.

Wenn der Leser uns bis hierher gefolgt ist, so hat er einen allgemeinen Überblick über die Art der Wundversorgung im Mittelalter wohl erhalten, aber der Weg, der uns zu einer vollkommenen Kenntnis der Fürsorge für Wunden und Verwundete in der damaligen Zeit leitet, ist noch nicht vollendet. Dazu bedürfen wir neuer Wegweiser. Sie bieten sich uns in den deutschen und französischen Heldenliedern so zahlreich, daß es unmöglich ist, alles, was sich auf unser Thema bezieht, wörtlich hier anzuführen. Wir müssen uns damit begnügen, die Fülle dessen, was jedes einzelne Lied uns noch zu sagen hat, zusammenzufassen.

Zunächst wollen wir auf die Frage näher eingehen, wer denn eigentlich in der damaligen Zeit die Heilkunde ausübte.

I. Die Heilkundigen.

Heilkundige Männer.

Im vorhergehenden Teil haben wir bereits zwei heilkundige Männer kennen gelernt, Gawan und Rivalin, beides Ritter. Auch die Männer, die wir in anderen Heldenliedern gar trefflich Verwundete behandeln sehen, gehören zum größten Teil dem Ritterstande an. Wir müssen uns in die kriegerischen Verhältnisse der damaligen Zeit hineindenken, um diese uns zunächst auffallend erscheinende Tatsache zu verstehen. Abgesehen davon, daß schon in einer Schlacht für die zahlreichen Verwundeten selten ein Arzt am Platze war, so fehlte er bei den vielen Einzelkämpfen, die in den Liedern geschildert werden, wohl immer. Der Held war daher darauf angewiesen, sich selbst und dem verwundeten Freunde, oft auch dem Gegner zu helfen. Seine vorzüglichen Kentnisse in der Wundarzneikunst setzen eine gründliche Vorbildung voraus. Diese erhielt der Ritter wohl schon in seiner Jugend auf der Burg, durch die Mutter oder den Lehrer, der in der Regel ein Geistlicher war. Wir erfahren beispielsweise aus dem Alexanderliede

des Thomas Eustache, daß Alexander der Große in der Kenntnis der Heilpflanzen unterwiesen wurde (S. 213, 455). Auch Gawan haben wir oben als einen kräuterkundigen Mann kennen gelernt. Als Ort der Unterweisung in dieser Kunst wird wohl das Burggärtchen gedient haben, in dem eine große Anzahl von Heilkräutern gezüchtet wurde. In andern Fällen wurde auch aus Arzneibüchern der Unterricht erteilt. Noch eingehender wurden natürlich jene vornehmen Jünglinge in die Kenntnis der Wundenheilung eingeführt, welche ihre Erziehung in einem Kloster erhielten; denn die Mönche waren damals die Einzigen, welche die Schriften der alten Ärzte kannten und anderseits die Wundheilmittel herzustellen verstanden. In jedem Kloster gab es, das wissen wir z. B. aus dem Plan von St. Gallen, ein Krankenviertel, in dem hinter dem Ärztehaus der Kräutergarten lag. Hier wurden auch die für die Wundbehandlung nötigen Pflanzen wie der Fenchel, der Salbei, die Raute, die Minze und andere gepflanzt und gepflegt.

Einige Helden erhalten ihre Kenntnisse in der Wundbehandlung nicht durch fromme Männer, sondern durch Zauberer und Zauberinnen. In der Gudrun lesen wir (Strophe 529), daß der berühmte Recke Wate von Irland seine Heilkunst von einem »wilden Weibe« gelernt habe. Von dieser Wissenschaft macht er bei seiner und der anderen Helden Verwundung einen vortrefflichen Gebrauch. Zunächst verbindet er sich selbst mit einer guten Wurzel und einem bewährten Pflaster, das er in einer schönen Büchse aufbewahrt. Dann werden König Hagen und die andern Kampfgenossen von ihm versorgt. »Er schaffte Leben selbst für Todeswunde.« Prächtig schildert Strophe 541 das Wirken Wates:

> »Der Arzneikunst Meister der Musse froh nicht ward.
> Wenn er hätt Gut verdienet auf dieser Heeresfahrt,
> So hätten es Kamele ihm nicht davongetragen.
> Daß jemand also kunstreich, das hört' ich von keinem Manne sagen.«

Nur selten hören wir, daß auch andere Männer als Ritter den Verwundeten beistehen. Selbstverständlich ist es ja, daß der junge Knappe seinen Herrn zu verbinden versteht. Auch daß Mönche, Eremiten und andere Geistliche Wunden zu behandeln

wissen, geht aus dem Obigen ohne weiteres hervor. Aber vereinzelt werden auch Bauern und Bürger erwähnt, welche verwundeten Helden sachverständige Hilfe zu leisten vermögen.

Heilkundige Frauen.

Schon in altersgrauen Zeiten hat die Frau ihre linde Fürsorge den Verwundeten angedeihen lassen. Vor allem aber sind es die deutschen Frauen, die von jeher den verwundeten Kriegern ihren treuen Beistand gewährten. Schon Tacitus, der als einer der ersten von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren ein Bild entwirft, berichtet uns, daß die alten Germanen mit ihren Wunden die Frauen aufsuchten, um mit ihrer Hilfe geheilt zu werden. Auch in den ältesten Heldengesängen wird uns bereits das Walten der Frau im Dienste der Verwundeten geschildert, und die Dichter der folgenden Zeiten rühmten in gleicher Weise diese Tätigkeit der Frauen. Wie im Lied, so war es auch in Wirklichkeit: Die Edelfrauen waren oft die einzigen in der Burg, die etwas von der Heilkunde verstanden. Gar manches Mal wurde ihnen der schwerverletzte Gatte oder ein anderer verwundeter Held ins Haus gebracht, ohne daß ärztliche Hilfe zu erreichen war. Da hieß es selbst zufassen und helfen! Sie mußten deshalb in der Wundbehandlung gründlich erfahren sein. Daher war die Kenntnis der heilkräftigen Kräuter und die Kunst des Wundverbandes mit das Wichtigste,. was die Frauen schon in früher Jugend lernen mußten, ja aus einigen Liedern geht hervor, daß besonders hervorragende Frauen, wie die Töchter von Kaisern und Fürsten, einen noch umfassenderen Unterricht in der Medizin erhielten. Von den Ärztinnen jener Zeit wird noch im nächsten Abschnitt die Rede sein.

Wir wollen in diesem Abschnitt noch einmal die Dichter selbst ausführlicher zu Worte kommen lassen, sind doch die Stellen, welche uns die Frauenhilfe schildern, von ganz besonderm Reize der Darstellung. Proben davon gaben wir ja schon im vorhergehenden Teil. — Aus dem Eckenliede erfahren wir dann, daß die Frauen sich nicht begnügten, die Pflanzen aus ihrem Burggarten zur Bereitung von Wundheilmitteln zu verwenden, sondern daß sie sich auch nicht fürchteten, in den dunklen Wald zu eilen, wenn es galt, eine besonders heilkräftige Wurzel zu

finden, die dann unter allerhand abergläubischen Maßnahmen ausgegraben wurde. Es handelt sich um eine Jungfrau, die für den verwundeten Dietrich von Bern Wurzeln sucht: (Eckenlied 174, 3.)

174,3 »Da eilt von ihm die holde Maid
Zum Ort, wo sie die Wurzeln fand. —
Sie waren all ihr wohlbekannt —
Und grub sie aus bei Dunkelheit.
Sie rieb sie fein dann mit der Hand
Mit wilder Meisterschaft.
Als er sie fühlt, sein Weh verschwand,
10 Es kehrt' auch wieder seine Kraft!
Er spürte nicht mal Müdigkeit,
Als sei er nicht gekommen
Von hartem Kampf und Streit.«

Von einem kunstvollen Salbenverbande berichtet uns eine andere Stelle in dem gleichen Liede. Wieder ist es Dietrich von Bern, der von Ecke schwer verwundet ist, und nun von einer Fürstin verbunden wird:

155,1 »Die reine Frau mit sanfter Hand
Dem wunderkühnen Mann verband.
Die Wunden tief und schwere.
Ein Büchslein Salb' reicht sie ihm dar,
— Sein Schmerz fast unerträglich war —
Sie sprach: „Nimm hin, Bernäre! (Held von Bern).
War je ein Mann auch noch so wund,
Und strich die Salb' dort, wo er Schmerzen
Verspürt, so wurd er doch gesund
10 Am dritten Tag, wenn nicht am Herzen
Zu nah die Wund' gelegen war.«

Den Erfolg einer solchen Salbenbehandlung erfahren wir im Lanzelot. Der Ritter Lanzelot, der Galagandreiss erstochen hat, wird von der Tochter dieses Helden, da er selbst schwer verwundet ist, versorgt:

2190 »Wer ihn so siech geschlagen hätt',
Hätt' gern sie Kunde, jedoch ach,
Der Held kein einzig Wörtlein sprach,
Ihm waren die Augen nicht mehr offen.
Doch ihn zu bessern konnte hoffen
Die Wirtin lieblich, hübsch und fein,

Nahm schnell vom Öl und auch vom Wein
Und wusch ihm zu der Stunden
Seine traurigen Wunden.
Sie verband ihn lind und weich,
2200 Die Magd an Tugend reich
Begann ihn allenthalben
Meisterlich zu salben
Mit einer Salbe also gut,
Daß ihm das Herz und auch das Blut
Eine solche Hitze gewann,
Daß den kampfmüden Mann
Mit Freud' erfüllt des Lebens Lauf.
Da schlug er seine Augen auf!«

Wie die Frauen einen Heiltrank darstellten, schildert uns das französische Lied Gaufrey — (V. 2923 ff.): Die Frau des Helden Grifon bemüht sich um den verwundeten, christlichen Riesen Robastre. Die edle Dame entnimmt einem Kästchen ein Kraut von solcher Kraft, daß jeder, der es braucht, keinen Schmerz mehr spürt. Sie zerstampft und zerreibt es in einem Mörser und zieht einen Saft heraus. Dieses Getränk gibt sie Robastre. Kaum hat es seine Kehle passiert, wird er gesund wie ein Apfel. Der wackere, täppische Riese, dessen Wunden durch diesen Heiltrank geschlossen, dessen Schmerzen verflogen sind, bricht in die Worte aus: »Bei Gott, das ist ja ein herrliches Kraut! Gesegnet sei die Dame, die es mir bot, und das Land, das es trug.«

Die wunderbaren Eigenschaften dieses Krautes werden dann noch näher geschildert: es ist das erste, was Gott nach der Revolte der Engel im Paradies pflanzte, ein Engel trug es nach der Insel Josua, und es erlebte noch mancherlei, bis es endlich in die Hände der Dame gelangte.

Zusammenfassend über die Tätigkeit der helfenden Frauen berichtet uns Konrad von Würzburg in seinem Trojanischen Krieg. Es ist die Szene, in der uns vor Augen geführt wird, wie Hekuba und Andromache, die Mutter und die Gattin des verwundeten Hektor, diesen pflegen:

243682 »Entwappnet wurd' er von den Frauen,
Die ihn darauf zu Bett geleiten.
Von hartem Kampf und Streiten
Und auch von seinen Wunden

War er so müd' zur Stunden,
Daß ihm ein Lager nötig war.
So viel an Speis' man ihm reicht dar,
Er redlich sie verdienet hat.
690 Seine Mutter zu ihm trat,
Mit einer teuern Salben,
Die ward nun allenthalben
Gestrichen auf die Wunden,
So konnt er schnell gesunden,
Auch kamen seine Kräfte wieder.
Ihm wurden alle seine Glieder
Gemacht gesund und völlig heil;
Dazu wirkt die Arzenei ihr Teil,
Die ihm mit Händen lindiglich
700 Die Hehre auf die Wunden strich.«

Köstlich ist auch die Beschreibung der treuen Fürsorge, die Held Erek durch Frauen erfährt. Hartmann von der Aue singt davon:

7206 »Wer soll sein Arzt nun sein,
Der heilet seine Wunden?
Dazu hat er gefunden
10 Edele Frauen,
Gar herrlich anzuschauen,
Des Königs Schwestern beide
Voll großer Herzensfreude,
Daß sie ihm könnten dienen.
Als er geritten kam zu ihnen,
Mußt er durch sie sich pflegen lassen:
Die Ärzte mochten ihm schon passen.
Die Wunden sie verbanden,
Wie sie's so wohl verstanden.
Auch pflegte sein getreu und gut
20 Und nahm ihn unter ihre Hut
Die hohe Frau Eneite.
Da ward bald seine Seite
Gesund und heil.
Sie besaß von dem Pflaster ein Teil,
Von dem ich vorher hab' gesagt,
Daß Famorgan es hat gemacht
Mit eigener Hand.
Davon hat sie als Gab' gesandt
Frau Ginover ein Teil,
30 Das ward auch diesem Mann zum Heil.«

Die Fee Famorgan, auch Fei Morgan genannt, ist die jüngste der drei Stiefschwestern des Königs Artus, eine Zauberin, die in allen geheimen Wissenschaften wohl erfahren ist. Ihre Salbe erweckt auch den im Walde besinnungslos liegenden Iwein, der an »Hirnsucht« leidet, und heilt ihn. (Iwein V. 3420 ff.)

Eine der berühmtesten Frauen, aus der Zahl derer, welche durch übernatürliche Kräfte Wunden zu heilen verstehen, ist Isolde von Irland, von der im »Tristan« des Eilhardt von Oberge (Vers 954/55) gerühmt wird, daß sie mehr Arzeneien kenne als irgendein Mann im Land. Gottfried von Straßburg läßt in seinem »Tristan und Isolde« den Helden Morold zu dem schwerverwundeten Tristan sagen:

»Keiner errettet dich,
6950 Nur meine Schwester kann's, Isot,
Die Königin von Irenland.
Der Wurzeln Kraft ist ihr bekannt,
Sie weiß auch aller Kräuter Kraft,
Und Arztes Kunst und Meisterschaft.«

Um Tristan zu heilen, rief man aus Burg und Stadt alle Meister der Arznei herbei:

7263 »Die Ärzte, die besandt,
Die allerbesten, die man fand,
Verwandten ihre Kunst beflissen
Auf Tristans Heilung und ihr Wissen.«

Jedoch all ihr Bemühen ist vergeblich:

7268 »Tristan in keiner Art genas.
Das Wissen und der Kunstverstand,
Die er bei all den Ärzten fand,
Macht ihn der Wunde niemals froh.
Denn mit dem Gifte stand es so,
Daß es der Ärzte Kunst und Kunde
Nicht konnt entfernen aus der Wunde.
Den ganzen Leib es bald durchschlich;
Der ward an Farbe jämmerlich,
So daß ihn kaum erkannte mehr,
Wer ihn gesehen je vorher.
Dazu begann des Armen Wunde
7280 Zu riechen grauenvoll im Grunde. . . . .«

(Panier.)

Diese hier so anschaulich geschilderte, völlig verjauchte Wunde, die Tristan dem Tode nahe brachte, heilt Isolde, Dank der »wundersamen Stärke und Kraft«, die in ihren Arzneien ruhte in zwanzig Tagen.

Ärzte.

Die Ärzte, die uns in unsern Liedern begegnen, sind in der Regel Laienärzte. Nur in seltenen Fällen hören wir von Ärzten, die aus dem geistlichen Stande hervorgegangen sind; wurde doch gerade im 13. und 14. Jahrhundert auf zahlreichen Konzilen den Mönchen und Klerikern verboten, außerhalb der Klostermauern die Heilkunst, vor allem aber die Chirurgie auszuüben, weil »die Kirche das Blut scheut.« Doch ist in unsern Liedern von dem etwa ein Jahrhundert später einsetzenden Niedergang der Chirurgie noch nichts wahrzunehmen. Der wundärztliche Stand ist hochangesehen, der Ausdruck »Ärzte« wird sowohl für die Chirurgen, als auch für die Ärzte, die sich nur mit innern Krankheiten befassen, gebraucht, während er in späterer Zeit ausschließlich den innern Mediziner bezeichnet. In den französischen Epen heißen die Laienärzte durchweg »Mires«, im Gegensatz dazu werden die geistlichen »Médecins« genannt.

Die Helden unserer Lieder sind die Edelsten und Vornehmsten im Lande. Daher dürfen ihnen auch nur solche Ärzte nahen, welche die beste Ausbildung erfahren haben. Darüber aber herrschte damals kein Zweifel, daß an der Spitze aller ärztlichen Bildungsstätten Salerno stand. Hier lehrten die größten Meister der Arzneikunst! Hierhin strömten Verwundete und Kranke, um Heilung zu empfangen! Ließ sich doch Robert, der Sohn Wilhelms des Eroberers von England, dem angeblich das berühmte Salernitaner Lehrgedicht gewidmet ist, wegen einer im Orient erhaltenen Armwunde in Salerno behandeln. Auch der arme Heinrich zieht, wie Hartmann von der Aue so ergreifend erzählt, gen Salerno, um sich dort durch einen berühmten Meister vom Aussatz dadurch heilen zu lassen, daß ein ihn liebendes Mädchen ihr Herzblut für ihn hingibt. Ferner hören wir von Tristan in Gottfrieds von Straßburg Sang, daß er überall die Mär ausstreuen ließ, daß er nach Salerno gezogen wäre, um dort der Wunde zu genesen (V. 7335), während er in Wirklichkeit gen Irland zog.

Wie aber im alten Griechenland von den Kultstätten des Gottes Asklepios aus Ärzte überallhin durch Städte und Völker erbeten wurden, wo es galt, Verwundeten Beistand zu leisten, so sehen wir im Heldenlied, Könige und Fürsten Boten nach Salerno senden, um Ärzte zur Behandlung der Ritter herbeizuholen. Und immer wieder wird betont: sie waren besonders tüchtig und erfahren, denn sie waren in Salerno auferzogen.

Wir möchten hier einfügen, was ein begeisterter Verehrer Salernos und Vorkämpfer für dessen Einfluß auf die Heilkunde, Ägidius von Corbeil (um 1180), der Leibarzt des Königs Philipp Augustus von Frankreich, zum Ruhme dieser Stadt gedichtet hat. In seinem auch in späterer Zeit vielbenutzten Lehrgedicht »Über die Zusammensetzung der Heilmittel« entwirft er uns ein berauschendes Bild von dieser »Stadt des Hippokrates«. Nicht genug kann er sich tun, die herrliche Lage der Stadt an der blauen Meeresbucht, vor Stürmen geschützt durch die hinter ihr liegenden, hohen Berge, auf hochragendem Felsen erbaut, zu schildern. Dann preist er ihre ärztliche Kunst, als sei die Stadt die Spenderin all des Heiles, das in ihren Mauern der Genesung suchenden Menschheit zuteil wurde. Er nennt sie »eine Kämpferin gegen den Tod; mit ihren Waffen, den Heilmitteln aus den nahegelegenen Bergen, rottet sie die Krankheiten aus und ruft dem Schicksal Halt zu. Des Menschen Natur erfrischt sie und knüpft die zerrissenen Fäden des Lebens wieder neu. Sie schränkt die Herrschaft des Todes ein; wenn sie ihn auch nicht ganz von der Erde verschwinden lassen kann, so schließt sie doch einen Waffenstillstand mit ihm und verlängert so das Leben. Durch weise Voraussicht mildert sie die Krankheiten, die sie nicht verhindern kann. Alles das vermag der schöpferische Geist der Männer, die diese Stadt beherbergt«.

Gegenüber Salerno werden natürlich die andern ärztlichen Bildungsstätten weniger der Erwähnung wert gehalten. Nur von Montpellier hören wir noch öfters, jener Stadt, in der namentlich der Unterricht in der Wundarzneikunst schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts gepflegt wurde. Auch der arabischen Ärzte, die um die damalige Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen begannen, wird oft gedacht. In dem französischen Heldenlied vom Trojanischen Kriege, welches der englisch-romanische Troubadour am Hofe Heinrichs II. Benoit de St. More (1165—1170) gedichtet

hat, werden wir mit einem im Orient geborenen, greisen Arzt Goz bekannt gemacht, der nicht weniger bedeutend sei als Galen und Hippokrates. Er behandelt Hektor, während Achilles von einem andern orientalischen Arzt versorgt wird, der so viel von der Medizin verstand, »daß keiner starb, wenn er nur zur rechten Zeit zu Hilfe kam« (V. 16243). In dem französischen Chanson »Aimeri von Narbonne« ist der heidnische Arzt, der »von jenseits des Salzmeeres« für den verwundeten Helden Aimeri herbeigeholt wird, auch ein Araber. (V. 4412). Außerdem werden die armenischen Ärzte besonders gerühmt.



Abbildung 6.
Kräuterküche eines Arztes im Mittelalter. (Nach Sudhoff, Beiträge zur Geschichte der Chirurgie im Mittelalter).

Wo wir über die Ausbildung der Ärzte nichts Näheres erfahren, da müssen wir sie uns in der Weise durchgeführt denken, die wir aus andern Quellen kennen. Einmal lernten auch Laien in den Klöstern die ärztliche Kunst. In der Hauptsache aber wurden die jungen Leute der damaligen Zeit dadurch zu Wundärzten ausgebildet, daß sie zu einem Arzt und Meister in einer Stadt in die Lehre gingen, um ihm seine Fertigkeiten abzusehen.

Was diese Wundärzte in ihrem Fach leisteten, wird uns der nächste Abschnitt ausführlich berichten. Nur sei hier betont, daß ein Unterschied zwischen den Leistungen der Ärzte und denjenigen der heilkundigen Männer und Frauen, von denen wir oben gesprochen haben, in unsern Liedern kaum hervortritt. — Auch die Ärzte sammelten die notwendigen Kräuter und Wurzeln in den Gärten und Wäldern selber. Unsere Abbildung 6, welche

einer aus dem 13. Jahrhundert stammenden Handschrift entnommen wurde, führt uns in die Kräuterküche eines solchen Arztes. Das Bild illustriert mit vielen andern eine französische Bearbeitung des berühmten Werkes über Chirurgie, welches Roger von Salerno verfaßt hat. Dieses Buch war das erste im Mittelalter verfaßte Lehrbuch der Chirurgie. Wir erkennen auf der Abbildung wie eine Salbe hergestellt wird. Der Meister beschaut zunächst die auf einer runden Platte liegenden Kräuter und Wurzeln, die von einem Gehilfen dort ausgelegt werden, ein zweiter Gehilfe zerstößt sie in einem Metallmörser mit zwei Stößeln, ein dritter kocht sie unter dem Rauchabzug auf offenem Feuer, (Sudhoff). — Außer den Ärzten machen uns unsere Epen aber noch mit Ärztinnen bekannt, welche ebenfalls bei ärztlichen Meistern in die Schule gingen. In dem Vorbild des Parzival, dem »Perceval le Galois« des berühmten französischen Dichters Christian von Troyes (um 1200 n. Chr.) helfen dem Arzte zwei Jungfrauen seiner Schule bei der Pflege des verwundeten Seneschals, die sich vortrefflich auf die Wundbehandlung verstehen. (V. 5719.)

Ehe wir weitergehen, dürfen wir aber eines Kapitels nicht vergessen, welches zu allen Zeiten eine wichtige Rolle bei den Ärzten gespielt hat: die Frage des Honorars. Wir erfahren, daß häufig der Fürst mit dem Arzt, der zur Behandlung des verwundeten Helden gerufen wird, einen Vertrag abschließt, der ihm eine bestimmte Summe Geldes verspricht, wenn er den Verwundeten geheilt hat. Auch im Nibelungenliede werden den Ärzten reiche Summen in Aussicht gestellt. Es heißt da:

Str. 256 »Die Arzneikunst wußten, denen bot man reichen Sold,
Silber ungewogen, dazu das lichte Gold,
Wenn sie die Helden heilten nach des Streites Not.«

So verspricht auch der König in dem Roman von Garin dem Lothringer dem Arzt Landries eine Last von Silber und Gold, die zwei sarazenische Maultiere nicht forttragen könnten, wenn er den Helden Begon gesund machte (I. S. 266). Für des gleichen Helden Wiederherstellung bietet Fürst Hervis dem Arzt Ascelin alle seine Schätze (II, S. 90). In beiden Fällen wehren die Ärzte die Vorausbezahlung mit fast den gleichen Worten ab: »Sprecht nicht davon. Ich will eher keinen Pfennig haben, bis der Held

geheilt ist.« Durch dieses Verhalten zeichnen sich unsere Heldenärzte sehr vorteilhaft von den Kollegen der gleichen Zeit aus, die grundsätzlich den Patienten dann ihre Rechnung präsentierten, wenn sie von den heftigsten Schmerzen gequält wurden. Von diesem Gebahren gibt uns neben vielen andern Beweisen auch jener alte Merkvers Kunde, der in der Übersetzung lautet:

»Zittern Kranke um ihr Leben,
Ist noch ein Prozeß im Schweben,
Dann treib' zur Bezahlung an;
Ist die Krankheit überstanden,
Der Prozeß nicht mehr vorhanden,
Will ans Zahlen niemand ran.«

Freilich waren auch in jener Zeit die Ärzte nicht durch ein gutzahlendes Publikum verwöhnt. Der am Ende des 12. Jahrhunderts lebende französische Chirurg Heinrich von Mondeville, der Leibarzt Philipps des Schönen, sagt in seinem Werk über die Chirurgie: »Nie sah ich einen Menschen, der so reich und so redlich gewesen wäre, welchen Standes er auch immer war, der ohne Zwang seinem Arzte das gezahlt hätte, was er versprochen hat.«

II. Die Fürsorge für den Verwundeten.

Wie wir schon in der Einleitung hervorgehoben haben, bot eine Schlacht in jenen mittelalterlichen Zeiten ein ganz anderes Bild als in der Jetztzeit. In der Hauptsache hören wir von Reiterschlachten, wie sie uns unsere Abbildung 1. so trefflich vor Augen führt. Zwei berittene Haufen gepanzerter Ritter stürmten mit wildem Schlachtruf unter der Anführung eines »Scharmeisters« in dichten Keilen gegeneinander los und versuchten durch die feindlichen Reihen durchzubrechen. Gelang dieser Durchbruchsversuch, so wurde der Feind von hinten gefaßt und häufig durch dieses Manöver in die Flucht getrieben. In vielen andern Fällen aber löste sich der Kampf in lauter Einzelkämpfe auf, die erst zu Pferde ausgefochten, wenn einer der Gegner aber aus dem Sattel gehoben war, zu Fuß weiter fortgesetzt wurden. War der Feind geflohen, so ruhte das siegreiche Heer auf dem Schlachtfelde oder zog sich in das nahegelegene Lager zurück.

Dann kam der Zeitpunkt heran, wo auch dem Mitleid vergönnt wurde, seine Stimme hören zu lassen: man dachte an die Verwundeten.

Nur in einzelnen Fällen ist es wohl vorgekommen, daß schon während des Kampfes die Verwundeten aus der Schlachtlinie getragen wurden. So heißt es in dem französischen Epos von Anseis: »die Mönche kommen von allen Seiten herbei, von rechts, von links und wagen sich bis unter die Hufe der Pferde. Mit ihren Armen retten sie manchen betäubten Mann aus dem Getümmel und heilen die Verletzten.« (Gautier, Tafel XXII.) In der Regel aber war der Kampf schon beendet, wenn die Helfer nahten. Das Schlachtfeld war dann bedeckt mit Verwundeten, die laut klagten und schrien. Selbst die großen Helden scheuten sich nicht, laut zu jammern, wenn sie verletzt waren. Auf Befehl des Feldherrn wird nun das ganze Feld abgesucht, damit kein Verwundeter zurückbleibe. Es entwickelt sich ein Bild, wie es ein moderner Künstler auf der Abbildung 7. gezeichnet hat:



Abbildung 7.
Verwundetenfürsorge auf einem Schlachtfelde im 12. Jahrhundert. (Nach Gautier).

Es ist über dem Schlachten und Morden Abend geworden, das siegreiche Heer ist dem weichenden Feinde nachgestürmt, das große, weite Feld, das soeben noch von dem Geschrei der Kämpfenden, dem Geklirr der Waffen widerhallte, erscheint auf einmal einsam und leer. Nur das Wehklagen der Verwundeten klingt durch die Stille. Da nahen aus dem unfern gelegenen Kloster die Mönche, auch zarte Frauen finden sich ein, die wir wohl im Gefolge des Heeres vermuten dürfen, um die Verwundeten zu laben, zu versorgen und in Sicherheit zu bringen.

Auf der Höhe aber sehen wir drei Ritter im stillen Gebet um einen gefallenen Edlen stehen. Sie halten bei ihm die Totenwacht. —

Vielfach natürlich trugen Knappen und Knechte statt der Mönche die verwundeten Kämpfer aus der Schlachtlinie und legten sie zunächst einen Pfeilschuß weit vom Kampffelde entfernt an einem schattigen, kühlen Orte nieder. (Dieser Platz würde dem heutigen Truppenverbandplatz entsprechen.) Hier war der Ort, wo sich die Frauen schon während des Kampfes aufhielten, um den verschmachtenden Helden durch erfrischende Getränke den quälenden Durst zu löschen, hier erhielten diese auch den ersten Notverband, den sie entweder sich selbst anlegten oder mit dem sie ein Kampfgenosse versah. Ärzte sind hier nur selten zu finden. Daß sie bisweilen schon hier tätig waren, daraufhin deuten Verse, wie der, den wir an die Spitze unserer Arbeit gesetzt haben:

> »Wer schwer von Waffen wurde wund,
> Der wird doch schnell frisch und gesund,
> Ist nur ein Arzt in seiner Näh'.«

Waren die Zelte in der Nähe, so wurden die wunden Recken dorthin getragen und auf ein Lager gebettet, das entweder aus Laub bestand oder aus einer mit Baumwolle gefütterten Decke. Zog das Heer nun weiter und konnte man die Verwundeten nicht in sichern Plätzen unterbringen, so wurden sie mitgenommen. Dann wurde während des Marsches häufig Halt gemacht, um für sie zu sorgen. Ja in vielen Fällen hören wir, daß ein Waffenstillstand zwischen den Kämpfenden beschlossen wird, damit die Verletzten untersucht und geheilt werden können. Von einem solchen Abkommen, in dem wir einen frühen Vorläufer der Genfer Konvention erblicken können, erfahren wir in dem bereits oben erwähnten »Trojanerkrieg« Herborts, wo es einmal heißt: »Nachdem also gestritten war, berieten sich beiderseits die Kämpfer, Trojaner und Griechen, und verabredeten, daß sie ihre Toten und ihre Siechen, Herren, Ritter und Knechte, behielten nach ihrem Rechte. Den Wunden, Ungesunden heilten sie ihre Wunden.« (V. 45091 ff.)

Wo man an die Bestattung der Toten nicht rechtzeitig gedacht hatte, entwickelten sich sehr leicht ansteckende Krankheiten. Das erfahren wir aus dem Roman von Troie. Wir lesen da, wie

ein die ganze Ebene verpestender Fäulnisgeruch, der den vielen unbeerdigten Leichnamen entströmt, Tausende von Gesunden mit der Seuche ansteckt, die nun in beiden Heeren unzählige Opfer fordert. Zu ihrer Beseitigung werden die Leichen auf großen Scheiterhaufen verbrannt, die Tag und Nacht ihre Flammen zum Himmel emporlodern lassen und so dem Weiterumsichgreifen der Pest einen Damm entgegensetzen (V. 12673 ff.). Meistens wurden aber die Toten sofort bestattet. Aus der Gudrun hören wir, daß man sie auf Schilden zusammentragen ließ und nach den Ländern gesondert, aus denen sie stammten, in Massengräbern beerdigte. (St. 913.)

Der Verwundetentransport.

Die einfachste Art des Verwundetentransports war die häufigste. Wie in alten Zeiten wurden die Verletzten aus dem Schlachtgetümmel heraus von Freunden oder Untergebenen geführt, wobei sie sich oft auf diese stützten, oder sie wurden, falls sie nicht mehr gehen konnten, von den Mannen auf ihren Armen vom Schlachtfelde weggetragen, wie das unsere Abbildung 7 versinnbildlicht. Für längeren Transport mußten aber Bahren zur Stelle geschafft werden. Diese wurden fast stets erst im Bedarfsfalle hergestellt; man benutzte dazu Stangen und Äste und füllte das Lager mit Gras und Blättern aus. Über die Verwundeten breitete man Decken aus Sammet oder andern wärmenden Stoffen. An Stelle solcher Bahren benutzte man auch Betten und Sänften zum Forttragen. Ein beliebtes Transportmittel waren auch die Schilde der Ritter, freilich nur in der Zeit, in der noch die großen, schweren Schilde zur Ausrüstung der Streiter gehörten, d. h. etwa zu Beginn des 12. Jahrhunderts. Damit die Verwundeten während des Transports nicht herunterfielen, band man sie auf den Tragen fest. Die Bahren wurden nun vielfach von Menschen getragen, je länger der Transport dauerte, um so häufiger mußte die Trägermannschaft wegen Ermüdung wechseln, um so größer mußte die Zahl dieser Träger sein. In der Hauptsache aber wurden Rosse und Maultiere zum Transport der Tragen verwandt. Die gebräuchlichste Art war hier die der Roßbahren, d. h. von Bahren, die auf zwei langen Stangen ruhten, welche so weit vorn und hinten hervorragten, daß an beiden Enden ein Pferd eingespannt werden konnte. Die Roßbahre hat sich in den

Vorschriften über den Krankenträgerdienst bis in die neuste Zeit erhalten, sie ist in diesem Kriege als etwas ganz Neues wieder empfohlen worden. Unsere Abbildung 8 zeigt uns nach einer Schweizer Handschrift einen Hauptmann, der auf der Roßbahre in sein Schloß geschafft wird. Doch man benutzte die Pferde auch in anderer Weise zum Transport. Man hängte die Trage zwischen zwei nebeneinander schreitende Pferde auf, ja legte sie sogar auf den Rücken eines Rosses und befestigte sie dort. Einen Wagentransport, wie er heute üblich ist, kannte man damals nicht. Nur selten legte man die Bahren auf Karren und ließ sie durch Pferde fortführen. Waren weder Tragen noch sonstige Transportmittel zur Stelle, so hob man den Verwundeten vorsichtig auf das Pferd und ließ ihn entweder allein fortreiten, oder es setzte sich ein guter Freund hinter ihn, der ihn mit seinen Armen festhielt. — Die letztere Art des Transportes erinnert uns an ein Nachricht aus byzantinischer Zeit: Kaiser Leo der Syrier (717—741) berichtet uns in seinem Werk über die Kriegskunst, daß Krankenträger, die die Bezeichnung »deputati« führten, beritten, je 10 an Zahl, jeder Reiterabteilung in die Schlacht folgten. Ihre Pferde waren mit zwei Sattelleitern versehen, so daß sie bequem den Verwundeten zu sich heraufheben konnten. Für jeden geretteten Soldaten erhielten sie ein Goldstück.

Abbildung 8.
Verwundetentransport auf eincr Roßbahre.
(Nach Brunner: Die Verwundeten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft.)

Als ein Zeichen besonderer Fürsorge für die wunden Ritter müssen wir es ansehen, wenn, wie im Nibelungenliede (Str. 219), zwei Helden besonders ausgewählt werden, um die Bahrung zu beaufsichtigen.

Die Unterkunft der Verwundeten.

Es ist nun von ganz besonderer Wichtigkeit, daß die Verwundeten an einen Ort gebracht werden, wo sie bei guter Pflege ihre Genesung abwarten können. Daher wird der Verletzte möglichst schnell in eine benachbarte Stadt oder in ein Kloster oder schließlich in eine Burg geschafft. In den Städten wird besonderer Herbergen gedacht, wo die Verwundeten niedergelegt werden. Dort werden sie von ihren Führern besucht und getröstet, von den Ärzten untersucht und behandelt. Vor allem aber bot die nächstgelegene Burg willkommene Unterkunft. Sie wird uns vielfach näher geschildert. Wir vernehmen, daß das Schloß wegen seiner ruhigen Lage für die Pflege des Verletzten besonders geeignet sei, und wir dürfen all die Zurüstungen mitverfolgen, welche ins Werk gesetzt werden, sobald der Bote meldet, daß Verwundete nahen; sitzt man gerade bei Tisch, so erhebt man sich sofort, um erst alles bereit zu stellen, ehe man die Mahlzeit beendet. Es wird ein Zimmer (Abbildung 9) ausgesucht, welches zu ebener Erde und fern von Lärm und Unruhe liegt. Wie wir oben sahen, wird ein Raum bevorzugt, der am Wasser liegt und zu dem frische Luft ungehindert Zutritt hat. Das Zimmer wird geheizt, mit Teppichen belegt. Auf den Boden werden Pflanzen gestreut, die eine besondere Heilkraft haben und dabei kühlend wirken, wie Rosen, Brombeerlaub und Weinreben. Damit die Verwundeten die Wohltat der kühlen, frischen Luft und des hellen Lichtes genießen, werden ihre Lagerstätten in die Fensternischen gestellt, die ja bei den dicken Mauern der Burgen so tief waren, daß bequem ein Bett in ihnen Platz

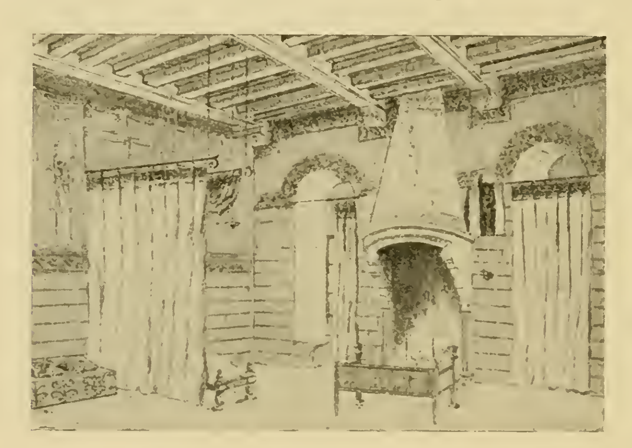


Abbildung 9.
Kammer in einer Burg. (Nach Gautier.)

hatte. Als der Vater Parzivals, Gamuret, in die Mohrenstadt Patelamunt einzieht, sieht er die verwundeten Helden in den Fenstern liegen:

»Und Fensternischen standen offen:
Dort lagen auf den Tod getroffen
Viel tapfre Männer in den Betten
Von keines Arztes Kunst zu retten.« (Hertz, S. 5.)

Seltsamerweise legt man in andern Fällen nicht den Wert auf Licht und Luft, den wir bei der Auswahl von Krankenräumen für selbstverständlich halten, sondern bringt die Verwundeten, auch wenn es sich nicht um Verletzungen des Auges handelt, in einem finstern Zimmer unter, dessen Wände mit dunklen Farben ausgemalt sind. Man verschließt die Fenster, hält das Tageslicht durch dichte Vorhänge ab und erhellt den Raum mittels weniger Kerzen, die so aufgestellt werden, daß das Licht dem Wunden nicht wehe tut.

Von eigentlichen Krankenanstalten zur Aufnahme der Verwundeten hören wir nur wenig. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß im Nibelungenliede solche gemeint sind, wenn es heißt:

»Er hieß die Wunden warten und schaffen gut Gemach« (Str. 249) oder einige Strophen weiter: »Es war auch für die Wunden manch schönes Bett bereit« (253). und schließlich: »Die in den Betten lagen und hatten Wundennot« (270). Mit Sicherheit erkennen wir als solche Heilstätte das Hospital, in das, wie wir oben erzählt haben, der verwundete Ritter im Parzival aufgenommen zu werden wünscht (Seite 15), und im Iwein vernehmen wir, daß der König Artus und die Königin die beiden Ritter Iwein und Gawan pflegten, und daß diese, dank der hingebenden Fürsorge, nicht lange in dem Siechhaus zu liegen brauchten, bis sie vollständig genesen waren (V. 7776).

Wundbehandlung.

Mit dem Augenblick, wo der verwundete Ritter in das Krankenzimmer getragen wird, beginnt die eigentliche Wundbehandlung. Er wird zunächst auf einen Tisch oder einen Teppich gelegt, damit er das frischbezogne Bett nicht blutig mache: ist aber doch Blut in das Bett geflossen, so wird nach Fertigstellung des Verbandes das Lager gewechselt. Nun heißt es dem Helden die schwere Rüstung abzunehmen. Das Entwaffnen war schon bei einem gesund heimkehrenden Ritter ein schwieriges Stück

Arbeit, beim Verwundeten bedurfte es der tätigen Mitarbeit vieler, besonders auch der Frauen des Hauses, bis man die einzelnen Teile der Rüstung vom Körper entfernt hatte. Mußte doch mit aller Sorgfalt und Vorsicht vorgegangen werden, weil ungeschicktes Zugreifen dem Helden große Schmerzen verursachte, so daß er laut aufschreien mußte.

Erst nachdem man ihn von Helm und Harnisch befreit hatte, konnte man feststellen, ob der Bewußtlose noch lebte. Wir haben gesehen, wie die Jungfrauen bei Gawan zu diesem Zwecke die Atemprobe vornehmen (Seite 15), wie der Held Rivalin sorgfältig den Puls fühlte (Seite 19), weiter stellte man durch Auflegen der flachen Hand auf den Körper fest, ob er sich noch warm anfühle. Aus der Ohnmacht suchte man den Wunden durch Einreiben mit einer Salbe oder durch Hinzuführen von frischer Luft, durch Fächeln, wieder zu erwecken, oder man wusch ihm Hände und Füße mit kaltem Wasser, legte ein warmes, feuchtes Leinentuch auf die Brust und ließ ihn wohlriechende Spezereien einatmen. Nachher steckte man ihm ein Stück Brot in den Mund oder klemmte einen Ring oder einen keilförmigen Wetzstein zwischen die zusammengepreßten Zahnreihen, durch den Spalt flößte man Wasser ein. Sobald der Ohnmächtige erwacht war, wurde ihm mit ein wenig Balsam ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet, um den Teufel zu verjagen. Den gleichen Zweck hatte auch der Wundensegen, der über dem Kranken ausgesprochen wurde, besonders aber sollte durch ihn die Hilfe der himmlischen Mächte für den Wunden herabgefleht werden.



Abbildung 10.
Bett. (Nach Herrad von Landsberg: Hortus deliciarum.)

Das Bett, in das der Verwundete gelegt wurde, bestand, wie es die Abbildung 10 zeigt, aus einem hölzernen Gestell, in dem

auf einem Bretterbelag das mit Federn gefüllte, lederne Unterbett ruhte. Über dieses wurde eine Steppdecke gebreitet, auf der der Held lag. Als Kopfunterlage dienten kleine Kissen, die Bettdecke war mit Pelzfütterung versehen. Die besonders reiche Ausstattung des Bettes wird häufig hervorgehoben. Ebenso wird betont, daß der Verwundete im Bett allein schlief, damit nicht sein Bettgenosse im Schlafe die Wunde berühre; waren doch die meisten Betten im Mittelalter zweischläfrig.

Jetzt wird dem Ritter, wenn es bisher nicht geschehen ist, ein Notverband angelegt, bis der Heilkundige, in der Regel der Arzt, eintrifft. Darüber vergeht natürlich eine geraume Zeit, wurde er doch, wie wir oben sahen, von weither, von Salerno, ja aus dem Orient, durch Boten der Könige, oder auch durch Verwandte und Freunde herbeigerufen. Ist er endlich erschienen, so ist die Freude über sein Kommen so groß, daß selbst der König ihn heftig schluchzend umarmt und ihn flehentlich bittet, doch für den Wunden ebenso zu sorgen, als wenn er selbst krank läge. Nachdem man sich über das Honorar geeinigt hat, begibt sich der Arzt ins Krankenzimmer. Sofort ordnet er an, daß in diesem völlige Ruhe herrsche. Jeder überflüssige Besucher wird herausgewiesen und besonders davor gewarnt, daß schöne Damen das Krankenzimmer betreten, da durch ihren Anblick der kranke Held so erregt werden könnte, daß die Wundheilung dadurch gefährdet werde.

Nunmehr nähert sich der Arzt dem Verwundeten und läßt ihm die Unterkleider ausziehen oder wenigstens vom Körper abheben. Die Untersuchung beginnt mit der Besichtigung des Körpers, um festzustellen, wo der Held überall Wunden aufzuweisen hat. Von einer ausführlichen Schilderung dieser Verletzungen, wie sie uns Homer in seiner Ilias in so plastischer Weise vorführt, ist bei unsern Dichtern nichts zu finden. Diese begnügen sich vielmehr, die Schwere der Verwundungen dadurch zu kennzeichnen, daß sie beispielsweise sagen: »Die Wunde war so lang, so weit, so groß, so gewaltig, daß die Ärzte schwuren, es daure mindestens ein Jahr, ehe der Held wieder geheilt sei.« (Karl Meinet, 45, 38.) Oder es heißt, im »Perceval«: »Vier so große Wunden gab es da, daß aus der allerkleinsten — so wahr mir Gott Ehre geben möge — ein Falke hätte herauskommen

und gegen die Wolken fliegen können, ohne die Flügel gespannt zu haben. (V. 37330.)

Der Betrachtung folgte die Betastung der Brust, der Herzgegend und der Seiten, durch die man feststellen wollte, ob die innern Organe nicht verletzt seien. Auch Puls und Urin wurden zu Rate gezogen. Auf Grund ihrer Untersuchung stellten die Ärzte die Prognose und kündeten den ängstlich harrenden Freunden und Verwandten, nach welcher Zeit der Verwundete genesen sein würde. Je nach der Schwere der Wunde schwankt diese Zeit zwischen vierzehn Tagen und einem ganzen Jahr. Selten kommt es vor, daß ärztliche Kunst einen Verwundeten in vier Tagen zu heilen vermag, wie wir es in dem französischen Lied »Jehan et Blonde« vernehmen, wo ein geschickter Arzt aus Boulogne den verwundeten Ritter Jehan und seine Genossen in der angegebenen Zeit so vollkommen heilt, daß sie wieder zu Pferde steigen können (4530—35).



Abbildung 11.
Entfernung eines Pfeils mit der Zange.
(Nach Sudhoff.)

Die Behandlung durch die Ärzte nimmt ihren Anfang mit der Entfernung des Geschosses, falls der Held selbst sich nicht schon vorher den Pfeil aus der Wunde gezogen hat. Der Arzt griff mit den Fingern in die Wunde und zog den Pfeil heraus; gelang ihm dies nicht, war vielmehr das Eisen fest in die Knochen eingekeilt, so entnahm er seiner Instrumententasche eine Zange — wohl meist aus Eisen oder Bronze — und zog mit ihr die Spitze heraus. Eine solche Operation haben wir oben durch den Arzt Japis mit gutem Erfolge durchführen sehen (Seite 9); auch unsere Abbildung 11 aus der gleichen französischen Handschrift des Roger von Salerno, der wir bereits das Bild der ärztlichen Kräuterküche entnommen haben, zeigt uns die Form einer solchen Zange, mit der der Arzt den Pfeil aus einer Rückenwunde zieht. Vielleicht ist auch hier der Pfeil vorn eingedrungen und hat seinen Weg durch den Körper nach hinten ge-

nommen. Oft aber gelingt es nicht, mit der Zange den Pfeil zu fassen, so daß zur Operation, zum Herausschneiden des Pfeiles, geschritten werden muß. Es ist dies der einzige blutige Eingriff, von dem uns unsere Lieder berichten. Der Verwundete wird auf einen Tisch gelegt, mit weißen Tüchern festgebunden und durch den Saft der Mandragora eingeschläfert, so daß er keinen Schmerz verspürt. Darauf schleift der Arzt, wie wir's im »armen Heinrich« erleben, an einem großen Schleifstein das Messer und spaltet mit ihm die Wunde so weit, daß er bequem die Pfeilspitze erreichen und mittels der Zange, auch wohl durch andere Instrumente, herausbefördern kann. Daß schon die Zurüstungen zu solch einer Operation selbst bei einem Helden einen Schwächeanfall auslösen konnten, ist wohl verständlich. — Nur in wenigen Fällen wurde die Wunde nach Entfernung des Fremdkörpers zugenäht. Zuweilen sog man auch das Blut aus, falls es in der Wunde stockte (Seite 13).

Waren die Wunden nicht zu gefährlich, so setzte man den Verletzten in ein Bad, um den ganzen Körper vom Schweiß, die Wunden vom Blut zu reinigen. Natürlich gab es noch keine Badezimmer in der Burg, sondern eine Badekufe, wie wir sie auf unserm Bilde 3 erblicken, wurde in das Krankenzimmer gesetzt und erst dort mit warmem Wasser gefüllt. Wenig glaubhaft klingt es freilich, wenn uns in dem französischen Liede »Richard der Schöne« erzählt wird, daß allein durch ein Bad, welches die Mutter für den Sohn Richards zurichtet, die Wunden sofort geheilt werden (V. 2936).

Gestattete der Zustand der Wunden das Vollbad nicht, so wurden nur die einzelnen Verletzungen mit lauwarmem, weichem Wasser, mit warmem Öl oder auch mit weißem Wein sanft aber sorgfältig ausgewaschen. Dem Wein setzte man wohl auch Salz und »Piument«, d. h. ein Gemisch von Honig und Gewürzen, hinzu. Darauf wurde die Wunde abgetrocknet. War sie mit Blutgerinnseln erfüllt, so wischte man diese trocken mit Leinwand aus, und benutzte hierzu ein Hemd, wohl auch den weißen Ärmel des Kleides einer Frau. In der Wunde liegendes, abgestorbenes Fleisch wurde gleichzeitig mit herausgefegt.

Als Wundheilmittel legte man zunächst ein heilkräftiges Kraut oder eine Wurzel auf die Wunde. Proben dieser Art der

Wundbehandlung haben wir im vorhergehenden Teile vielfach gesehen. Als den Pfeil ausziehendes Mittel wird die Diktampflanze (Seite 9, 10, 11, 16, 18) immer wieder gepriesen; von andern Wurzeln und Pflanzen werden noch die Mandragora, die Aloe, die Frucht der Mandel und der Olive, sowie ein Kraut, »Toscane« genannt, besonders erwähnt. Auch wurden in die Wunde zuweilen Theriak und andere Heilwässer gegossen; der Aberglaube hielt das Blut der Fledermaus für besonders geeignet, die Wunde schnell zu schließen.

In der Hauptsache aber wurden zur unmittelbaren Bedeckung der Wunde zwei Mittel gebraucht, die Salbe und das Pflaster.

Auch von ihnen haben wir schon viel vernommen. Die Zusammensetzung der Salbe wird wenig besprochen. Einmal wird gesagt, daß sie mit Theriak ölhell angerührt sei. Sie wurde in Büchsen sowohl von Ärzten als auch von Rittern ständig mitgeführt. Ihre Kostbarkeit wird häufig hervorgehoben. Sie wirkt immer wunderbar fördernd auf die Wundheilung: sie macht, sanft auf die Wunde gestrichen, frei von Schmerzen, benimmt den Gestank und läßt Wunde wie Körper in kurzer Zeit gesunden. Im französischen »Erec« werden die Verletzungen des Helden mit einer Salbe bestrichen, die so erstaunliche Kraft hat, daß sie die Nerven und Gelenke, die der Hieb des Schwertes zertrennt hat, wieder vereinigt, dagegen die großen Wunden offen hält (V. 4204). Ganz besondere Wunder aber vollbringen Salben, welche von Zauberern oder Feen hergestellt sind oder einen mystischen Ursprung haben. So ist einmal die Salbe der Fee Morgane (Seite 27) imstande, jede Wunde in küzester Frist zu schließen, zum andern genießt die Drei-Marien-Salbe hohes Ansehen, mit der die drei Marien Christus am Kreuze salbten. — Auch das im vorhergehenden oft erwähnte Pflaster wurde entweder allein, oder auch zusammen mit Salbe, Pflanzensaft oder Theriak verwandt. Seine Zusammensetzung war sehr verschieden. In dem französischen Epos vom »Tode Tristans« legt der Arzt Agar, um Tristans Wunde zu beruhigen, Eiweiß auf, und als diese nicht aufhört zu bluten, ein Pflaster, das er aus Wegebreit, Eppich, Fenchelsaft und Salz zusammengesetzt hat (S. 502). Was von einem guten Pflaster alles verlangt wurde, das möge uns eine Stelle aus dem »Erek« zeigen, in der das Pflaster beschrieben wird, das die Königin Ginover auf die Wunden des Helden legt:

5131 »Ein Pflaster ward ihr nachgetragen,
Davon will ich Euch sagen,
Wie es bei Wunden Heilung bot:
Mancher genas, der beinah tot.
Wem es ward gebunden
Auf seine Wunden,
Den schmerzt nicht mehr die Stell',
Auch heilt sie nicht zu schnell,
Ward es in richt'ger Meng' verwandt.
40 Alles Böse es vertrieb,
Was es Gutes fand, das blieb:
Und die dadurch genasen,
Die heilt es solchermaßen,
Daß man am Leib nicht konnt' gewahren,
Daß jemals sie verwundet waren.
Mit diesem Pflaster verband
Der Königin Hand
Des Ritters Seiten.
Die Welt zu keinen Zeiten
50 Bess'res Pflaster je besaß.«

Es ist jetzt an der Zeit, uns zu den Verbandmitteln zu wenden. Um einen Notverband herzustellen, besaßen die Ritter selbst in ihrem Wappenrock, den sie über der Rüstung trugen, reichlichen Verbandstoff. Von diesem Rock (Abbildung 12) wurden lange Streifen mit dem Schwerte abgetrennt und in die Wunde gestopft, um die Blutung zu stillen. Zum gleichen Zweck schnürte man mit solchen Streifen die Gliedmaßen oberhalb der Wunde über den Kleidern zusammen. Der Rock war aus Leinwand, Seide oder andern Stoffen gefertigt und diente für gewöhn-



Abbildung 12.
Wappenrock eines englischen Königs.
(Nach Alwin Schultz.

lich zum Schutz der Rüstung gegen Sonnenstrahlen und Feuchtigkeit. Auch das Kopftuch der Frauen mußte häufig als Verband herhalten (Seite 14). In gleicher Weise wurden Hemden und Handtücher verwandt, ja, der Vornehmheit der Helden entsprechend, sind auch oft die edelsten Stoffe gerade gut genug für seinen Verband, wie der Purpur und andere kostbare Gewebe aus aller Herren Ländern. Das tatsächliche Verbandmaterial bestand aus Leinwand, die entweder in der Form von Charpie, von kleinen Streifen oder als breite Binde ihre Verwendung fand. Auch die Charpie wurde in die Wunden gelegt oder über die Salbe gebreitet. Darüber wurden die Binden eng um das Glied herumgeführt. Der Verband wurde rasch, sanft und gut angelegt. Wenn der Verwundete sitzend verbunden werden mußte, war der Schmerz oft so groß, daß er ohnmächtig und blaß wie eine Lilie wurde. An Stelle der Charpie wurden auch Röhren aus Metall zum Abfluß der Wundflüssigkeit in die Wunde gelegt. War ein Glied gebrochen, so wurde es eingerichtet und mit gutpassenden Schienen geschient (Abbildung 13). Für den gebrochnen Arm wurde das Armtragetuch schon damals verwandt, beispielsweise wird im Parzival berichtet, daß Gamuret in der Mohrenstadt bei seinem Wirt, dem Burggrafen,



Abbildung 13.
Schienung eines Unterschenkelbruchs aus der Manessehandschrift. (Nach Sudhoff.)

586. ». . . . . manchen Ritter fand,
Der in der Schlinge trug die Hand
Und dicht das Haupt verbunden.«

Starke Zertrümmerung der Knochen und Zerstörung der

Weichteile wird häufig ein Absterben der Gliedmaßen bewirkt haben, das eine Amputation notwendig machte. Doch hören wir von der Ausführung einer solchen nirgendwo. Aber in »Richard dem Schönen« tritt ein Ritter auf, dem im Kampf ein Arm abgeschlagen ist, und der für diesen einen künstlichen, silbernen Arm erhalten hat, damit er mit ihm den Schild halten und weiter sich im Kampfe betätigen kann (V. 4025).

Haben die Ärzte den Verwundeten glücklich verbunden, so ist die Hauptsache, daß er sich dem erquickenden und heilenden Schlaf hingibt. Um diesen herbeizuführen, wird ihm ein Schlaftrank verabreicht, der ihn sehr schnell alle Beschwerden vergessen läßt (vgl. auch Seite 17). Beim Aufwachen ist er dann fast immer schmerzfrei und äußert regen Appetit, der durch ein kräftiges Frühstück befriedigt wird.

Neben der lokalen wird aber stets die Allgemeinbehandlung des Verwundeten mit aller Sorgfalt durchgeführt. Sie vermag sogar oft schon allein heilend zu wirken. Besonders sind es die Heiltränke, die eine so zauberhafte Wirkung entfalten. In ihnen werden heilkräftige Kräuter und Wurzeln zerrieben und zerstampft und mit Wein angesetzt; solch ein »Würzewein« wird fast immer warm genossen. Schon beim ersten Schluck spürt der Verwundete, wie er seine Beschwerden verliert und nach dem Genuß der ganzen Menge des Tranks ist er wieder hergestellt (Seite 26).

Über die Zusammensetzung eines solchen Würzweins berichtet uns Bartholomäus Anglicus im 187. Kapitel des siebenten Buchs seines Werks »de proprietatibus rerum«: »Gewürzter Wein wird künstlich durch Beimischung von Wohlgerüchen, Gewürzen und Kräutern bereitet, wie der Salbeiwein, der Rosen- und der Nelkenwein. Und dieser Wein taugt zum Trinken wie zur Medizin. Die Kraft der Gewürze und Kräuter verändert den Wein und gibt ihm eine eigentümliche Stärke, und darum sind solche Weine gesünder und wohlschmeckender, wenn die gesunden Gewürze in angemessener Weise beigemischt werden. Die Kraft der Gewürze verhindert nämlich, daß die Weine leicht verderben. Und solche Weine erfreuen durch ihren Wohlgeschmack den Gaumen, erregen den Appetit durch ihren Duft, stärken das Gehirn und den Magen, reinigen auch das Blut und dringen ins Blut und in die Glieder wie Ysaac sagt.«

Wenn wir auf Seite 2; die allgemeinen Grundsätze, die die Ärzte bei der Anordnung der Diät befolgten, kennengelernt haben, wollen wir hier uns noch etwas näher die Speisen und Getränke ansehen, die den Verletzten als Krankenkost verabreicht wurden. Verboten waren alle scharfgewürzten Speisen, Lauch und Pfeffer durften nicht beigemengt sein, auch der Genuß von unvermischtem Wein galt als schädlich für den Heilverlauf. Gern gab man den Kranken das zarte Fleisch eines Kapauns oder eines kalten Hühnchens, auch wohl eine Pastete oder Mandelbrei; als bekömmliche Getränke galten Weinsuppe, Mandelmilch und Glühwein. Bei der Verabreichung der Kost sorgen die Frauen des Hauses in liebevollster Weise für den wunden Helden. Das Getränk wird ihm mit einem Löffel eingeflößt, die Speisen werden ihm vorgeschnitten; überhaupt wird er beim Essen und Trinken durch zarte Handreichungen so unterstützt, daß er sich nicht zu rühren braucht und die Wundheilung ihren ungestörten Verlauf nehmen kann.

Freilich erfahren wir, daß es recht oft zu Störungen des Heilverlaufs kam. Wenn wir die vielfachen Manipulationen, die in jener Zeit mit den Wunden vorgenommen wurden, betrachten, wird uns dies nicht wundernehmen. Von einem »noli me tangere«, das wir heute als allerersten Grundsatz jedem einschärfen, der eine Wunde zu verbinden sich anschickt, war in damaliger Zeit auch nicht im entferntesten die Rede. Wie viele Eitererreger mögen allein mit dem abgeschnittenen Streifen des Wappenrocks in die Wunde gedrungen sein! Es darf uns daher nicht wundern, daß der Verwundete schon nach kurzer Zeit vom Schüttelfrost befallen wird, gegen den sich dann die heißen Tränke heilbringend erweisen. Eine schwere Komplikation entstand, wenn mit dem Pfeile Gift in die Wunde gedrungen war, dann schwoll das Glied an (Seite 8), wurde schwarz, die Schmerzen steigerten sich gewaltig, bald stellte sich starker Eiter und übler Geruch aus der Wunde ein, und wenn nicht schnell Hilfe da war, mußte der Kranke sterben, es sei denn, daß das Gift ein schleichendes war, wie jenes, welches in der Wunde des Amfortas und in der des Tristan seine zerstörende Wirkung ausübte und das langdauernde Siechtum dieser Helden zur Folge hatte (Seite 17 und 28). Gegen das Gift war man im allgemeinen machtlos, nur übernatürliche

Kräfte, wie sie Frau Isolde besaß, konnten solche Wunden heilen. Sehr einfach erscheint das Mittel, welches in dem französischen Lied vom »*Ritter mit den beiden Schwertern*« dieser anwendet, indem er mit seinem Schwert auf die verwundete Stelle schlägt. Durch diesen Schlag springt das Gift aus der Wunde. — Es gibt aber noch eine ganze Reihe anderer übler Zufälle, welche den Heilverlauf stören konnten. So wurde durch den Ärger die Wunde zum »Schwitzen« gebracht, durch die Unvorsichtigkeit und Unruhe des Patienten brachen die Wunden auf, auch die Hitze, die Aufregung, und körperliche Anstrengungen aller Art wirkten in gleicher Weise. (Vergleiche auch Seite 22.)

Mit der gleichen Sorgfalt wie der erste Wundverband wurde die *Nachbehandlung* durchgeführt: der Verband wird erneuert, die Wunde erneut ausgewaschen, die Charpie aus der Wunde gezogen und neue in sie hinein gestopft, die alten Pflaster entfernt und frische aufgelegt. Dieses sorgsame Tun wird oft lange Wochen fortgesetzt, bis die Wunde geheilt ist. Bald wird auch die Bäderbehandlung eingeleitet und dem Verwundeten nicht selten bis zur vollständigen Heilung jeden Tag ein Bad verabfolgt. Als besonderer Erfolg des Bades galt es, daß durch dieses die Gesichtsfarbe wieder frisch und blühend wurde. Die geschwollenen Glieder wurden *gebäht*, die geschwächten *massiert*.

Je weiter die Genesung fortschreitet, um so größer wird die Langeweile des an frische Tätigkeit in Wald und Flur gewöhnten Ritters, so daß die Ärzte ihm immer erneut einschärfen müssen, ja nicht zu früh auszugehen. Bald sehnt er sich nach Zeitvertreib. Dann ist die Zeit gekommen, in der die Freunde und Freundinnen, die bis dahin täglich Erkundigungen nach dem Befinden des Helden eingezogen haben, auch zum *Besuche* erscheinen dürfen. Auch hierbei verfahren die Ärzte mit größter Vorsicht, denn Hauptbedingung für schnelle Heilung ist Ruhe und Stille in der Umgebung des Genesenden. Nie dürfen mehrere Leute zugleich den Kranken besuchen, sondern nur immer einer nach dem andern nach seinen Wünschen und Bedürfnissen fragen, ihn trösten und unterhalten.

So kommt der Tag der *Genesung* heran. Der Gesundete ist wieder frisch »wie ein Fisch«, »wie ein Apfel« oder »wie ein junges Mädchen«. Voller Freude dankt er den treuen Gast-

freunden, die ihn, den Unbekannten, in uneigennütziger Menschenliebe wochenlang beherbergt und gepflegt haben, schwingt sich auf sein Roß und reitet neuen Taten entgegen.

Ein leuchtendes Bild treuster Fürsorge für den im Kampf Verwundeten hat sich vor unsern Augen abgerollt. Entspricht es auch der Wirklichkeit? Oder hat die dichterische Phantasie uns zu ideale Zustände geschildert? Leider müssen wir die letztere Frage bejahen. Unsere Heldensänge lassen uns nur an dem Geschick der edelsten Ritter Anteil nehmen. Wie für die verwundeten Lehnsleute und Knechte gesorgt wurde, davon wird uns nichts erzählt. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß diesen bei dem Mangel an Heilpersonal nur äußerst unvollkommen geholfen werden konnte. Sie waren zum größten Teil auf Selbsthilfe oder den Beistand von Laien angewiesen. Doch auch der Arzt der damaligen Zeit war nicht der kenntnisreiche Helfer, dem, wie in der Jetztzeit, der Verwundete voll Vertrauen entgegenblicken konnte. Zwar kannte er die allgemeinen Regeln für eine gute Wundheilung: gesunde Unterkunft, Sauberkeit und gute Verpflegung, in der Wundbehandlung aber folgte er oft den unzweckmäßigsten Grundsätzen und wandte nicht selten abergläubische Maßnahmen an, von denen wir viele noch heute in der Volksmedizin wiederfinden. Vollkommenes Stillschweigen jedoch herrscht in unsern Liedern über die Kunst des Operierens bei den Ärzten. Wir wissen aber aus andern urkundlichen Beweisen, daß die meisten der Söhne Äskulaps sich direkt scheuten, irgendwie eingreifende Operationen vorzunehmen. Wenn in einzelnen Fällen ein Wagehals sich zu einem größern Eingriff entschloß, beförderte er nur um so schneller sein gequältes Opfer in ein besseres Jenseits. Während jedoch die Chirurgie in Frankreich sich in den späteren Jahrhunderten zu einer gewissen Höhe heraufarbeitete, ja bis ins 18. Jahrhundert hinein die besten Meister der Wundheilkunst diesem Lande entstammten, sank in Deutschland dadurch, daß diese Kunst vom 14. Jahrhundert ab unwissenden Scherern und Badern überantwortet wurde, ihr Ansehen bis zur tiefsten Mißachtung herab. — Der arme Kriegsverwundete, der in den nächsten Jahrhunderten in unserm Lande Hilfe und Heilung

suchte, war nur auf diese rohe Gesellschaft angewiesen. Erst als an Stelle der Feudalheere die Landsknechtheere traten, wurde das Los der Verwundeten menschlicher. Jedes Fähnlein wählte sich damals seinen eignen Feldscher, der die Truppe überallhin begleitete, und, mit Arzneien und Verbandmitteln gut ausgerüstet, schon in der Schlacht wertvolle Hilfe zu leisten vermochte. Aus diesen Feldscherern sind dann im 18. Jahrhundert die Chirurgen hervorgegangen, die durch eigene Tüchtigkeit und reiche Erfahrung in zahlreichen Feldzügen sich zu Stammvätern der Kriegschirurgie emporarbeiteten. Ihre Nachkommen haben heute auf den Schlachtfeldern und den Lazaretten der deutschen Chirurgie den ersten Platz in der Welt erobert.



Fortsetzung von Seite 2 des Umschlags

Zweiter Teil. Mit 9 Abbildungen im Text. (IV, 257 S. 8°.) 1916.
Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: **Über Kriegsaneurysmen.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. August Bier. — **Kurze Mitteilung über einen Fall von Schußverletzung der Leber.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Landau. — **Einfluß des Krieges auf die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche bei Haustieren.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schütz. — **Psychopathologische Erfahrungen vom westlichen Kriegsschauplatz.** Von San.-Rat Dr. Albert Moll — **Über Fleckfieber.** Von Prof. Dr. Jürgens. Mit 2 Abbildungen. — **Die Bekämpfung der Kleiderläuse.** Von Prof. Dr. Bruno Heymann. — **Über Kriegsverletzungen des Auges.** Von Prof. Dr. E. Krückmann. — **Fürsorge für die in Groß-Berlin ankommenden verwundeten und kranken Krieger.** Von Stabsarzt Dr. Paul Schlacht. — **Über offene und klimatische Behandlung von eiternden Wunden, Frostschäden und Verbrennungen.** Von Dr. Wilh. Dosquet. Mit 7 Abbildungen. — **Erlebnisse und Eindrücke eines kriegsgefangenen Arztes.** Von Dr. Fricke. — **Über Ernährungsfragen.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Zuntz — **Welche Gesichtspunkte sind bei der Amputation und Exartikulation in bezug auf die spätere Prothese zu berücksichtigen?** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Riedel. — **Über die Verwendung und den Nutzen der Distraktionsklammerbehandlung der Frakturen.** Von Oberstabsarzt Prof. Dr. Hackenbruch. — **Ärztlich-rechtliche Streitfragen im Kriege.** Von San.-Rat Dr. Heinrich Joachim. — **Die chronischen Infektionen im Bereiche der Mundhöhle und der Krieg,** insbesondere ihre Bedeutung für die Wehrfähigkeit und für die Beurteilung von Rentenansprüchen. Von Prof. Dr. Päßler. — **Die militärische Vorbereitung der Jugend.** Von Prof. Dr. A. Lewandowsky.

Dritter Teil. Mit 33 Abbildungen im Text. (IV, 224 S. 8°.) 1916.
Preis: 4 Mark, geb. 5 Mark.

Inhalt: **Ansprache bei Wiedereröffnung der „Kriegsärztlichen Abende" in Berlin am 15. November 1915.** Von Obergeneralarzt Großheim. — **Der sanitäre Aufbau Ostpreußens.** Von Min.-Dir. Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Kirchner-Berlin. — **Kriegsärztliches aus Feld und Heimat.** Von Generalarzt Dr. Schultzen, Chef der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums. — **Experimentelle Untersuchungen über die Wirksamkeit der Typhus- und Choleraschutzimpfung.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. v. Wassermann und Prof. Dr. P. Sommerfeld — **Krieg und Verdauungskrankheiten.** Von Prof. Dr. H. Strauß, Berlin. — **Über die dem Willen des Trägers unterworfene Kunsthand des Carnes-Arms.** Mit 8 Abbildungen. Von Dr. Max Cohn, Berlin. — **Die Armprothese. Der Jagenberg- und Siemens-Schuckert-Arm.** Mit 5 Abbildungen. Von Geh. Med.-Rat Dr. Wagner. — **Die Armprothese. Diskussionsbemerkung zum Carnes-Arm.** Von Dr. Radike, Berlin. — **Die Armprothese. Kriegsfürsorge und Armersatz.** Mit 12 Abbildungen. Von Prof. Dr. ing. Schlesinger, Charlottenburg. — **Die militärärztliche Bedeutung der Steckschüsse.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Salomon, Oberstabsarzt d. R. — **Stereoskopische Meßmethoden an Röntgenaufnahmen.** Mit 4 Abbildungen. Von Prof. Wilh. Trendelenburg, Innsbruck. — **Die anatomische Rekonstruktion der Geschoßlage.** Von Dr. med. Oskar Weski, Berlin. — **Lokalisierte und allgemeine Ausfallerscheinungen nach Hirnverletzungen und ihre Bedeutung für die soziale Brauchbarkeit der Geschädigten.** Von Prof. Dr. Aschaffenburg, Cöln. — **Arbeitstherapie und Invalidenschulen.** Von Prof. Dr. Spitzy, Wien. — **Beeinflußt der Krieg die Entstehung und das Wachstum der Geschwülste?** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. v. Hansemann. — **Diskussion über den Vortrag des Herrn Geheimrat v. Hansemann.** — **Neurosen nach Kriegsverletzungen.** Mit 4 Abbildungen. Von Prof. Dr. Herm. Oppenheim, Berlin.

Die militärärztliche Sachverständigentätigkeit auf dem Gebiete des Ersatzwesens und der militärischen Versorgung.

Zehn Vorträge, veranstaltet unter Förderung der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums vom 30. Oktober bis 18. Dezember 1916. Herausgegeben vom Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen. In dessen Auftrage redigiert von Prof. Dr. **C. Adam,** Generalsekretär. (VI, 320 S. 8°.) 1917.
Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark 50 Pf.

Geschichte des Heeres-Sanitätswesens, insbesondere Deutschlands.

Von Oberstabsarzt Dr. **Reinhardt,** Wahn (Rheinland). 1917.
Preis: 2 Mark.

Hofbuchdruckerei Rudolstadt



